

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I Stock, Ecke der Rua S. Pedro: Caixa do Correio 302

Nr. 33

São Paulo, 1. Februar 1913

IX. Jahrg

S. Paulo und die Kaffeevalorisation.

Seit im Mai vorigen Jahres von der New Yorker Staatsanwaltschaft der Versuch gemacht wurde, in Erfüllung eines von den amerikanischen Kaffeeröstern häufig genug geäußerten Wunsches, der ihnen schon längst un bequem und ihre Interessen schädigenden Valorisation mit den Paragraphen des Sherman'schen Antitrust-Gesetzes auf den Leib zu rücken und mit einem kühnen juristischen Streifzuge ihnen den in der großen amerikanischen Handelsmetropole lagernden Valorisationskaffee zu billigen Preise zugänglich zu machen und damit zugleich die Marktlage à la baisse zu beeinflussen, ist das kühne Unternehmen — eines der kühnsten, die jemals zur Rettung eines bedeutenden Welthandelsartikels vor gänzlichem Verfall erdacht wurden — wieder mehr in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion weltwirtschaftlicher Dinge getreten, und allem Anschein nach beginnen die amerikanischen valorisationsfeindlichen Praktiken auch in Europa und namentlich in Deutschland Schule zu machen. Begreiflicherweise hat die plötzliche Wendung, welche die Valorisationsangelegenheit in den Vereinigten Staaten durch den Verkauf des ganzen dort lagernden Valorisationskaffees genommen hat, am meisten Eindruck auf die brasilianischen Interessentkreise und die öffentliche Meinung in dem Geburtslande der Valorisation gemacht. Die leidenschaftlichen politischen Erörterungen in der Tagespresse sind zeitweilig von Meinungsäußerungen über das endliche Schicksal der Valorisation zurückgedrängt worden, aber wie wenig sachlich und sachverständig verfährt man doch bei dieser Diskussion! Entweder verhimmelt man die ursprünglichen Valorisationsmacher und stellt sie als die Retter des Kaffeebaues und des Staates São Paulo hin, oder man apostrophiert sie als gewissenlose Spieler, die die Zukunft São Paulos in frevelhafter Weise auf eine Karte setzten und das Nationalvermögen in die größte Gefahr brachten. Andererseits verspricht man sich von der schließlichen Abwicklung des Valorisationsgeschäftes goldene Berge oder das Gegenteil, je nachdem man Kaffeepessimist oder

Der Schreiber dieser Zeilen, welcher sich häufig genug mit dem Kaffeeproblem im allgemeinen und der Valorisation im besonderen beschäftigt hat,

möchte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ebenfalls Stellung zu dem wieder so aktuell gewordenen Thema zu nehmen. Er schiekt voraus, daß er der Valorisation gegenüber immer auf der Mittellinie geblieben ist. Ohne die Valorisation direkt zu verdammen, oder sie direkt zu befürworten, war er immer der Meinung, daß die wirksamste Hilfe zur Beschwörung der schweren Krise die Natur darbieten werde, nachdem durch die Belegung neuer Pflanzungen mit einer hohen Steuer und die wirtschaftliche Impotenz der meisten Pflanzler der Vergrößerung der Produktion ein Riegel vorgeschoben war. Er sah aber auch ein, daß der natürliche Lauf der Dinge sehr viel Zeit in Anspruch nehmen und bis zur gründlichen Remedur auf natürlichem Wege die Hälfte der Pflanzler und möglicherweise noch etwas mehr total ruiniert sein würde. Der Ruin konnte anders als durch einen gewaltsamen Eingriff in die natürliche Entwicklung nicht vermiedert werden und dieser Eingriff erschien angesichts der sorgenvollen Perspektive als ein notwendiges Uebel. Von diesem Gesichtspunkte sollte der Unparteiische die Valorisation beurteilen. Es mußten bei der großen Bedeutung des Kaffeebaues in unserem Wirtschaftsleben, einer Bedeutung, die die der anderen Erwerbszweige weit überragt, bei der Wichtigkeit, welche außerdem der Kaffee als staatliche Einnahmequelle besitzt, Opfer gebracht werden, um das Schlimmste: den Ruin der Mehrzahl der Pflanzler und damit einen allgemeinen Zusammenbruch zu verhindern. Beides wäre wohl nach der Rekordernte mit mathematischer Sicherheit eingetreten, wenn man den Pflanzern nicht durch die energische Inangriffnahme der Valorisation Gelegenheit geboten hätte, die Ernte zu einem relativ guten Preise zu verwerten und sich dadurch bis zum Eintritt einer besseren Konjunktur über Wasser zu halten.

Der Erfolg eines jeden geschäftlichen Unternehmens basiert nicht zum kleinsten Teile auf dem Mitspielen glücklicher Umstände und bei der Valorisation kam diese Voraussetzung gar sehr in Frage. So richtig auch die Berechnungen und die daraus gezogenen Schlüsse bei der Festlegung des Valorisationsplanes waren, so wenig wären die auf den Berechnungen fußenden Voraussetzungen eingetroffen, wenn das Glück launisch gewesen und die Hoffnungen auf einen mehrjährigen Zyklus kleiner Ernten zusehender gemacht hätte. Jetzt, nachdem das Schlimmste überwunden ist, dürfen wir uns auf

richtig des Glückes freuen, das die Valorisation von Anbeginn an begleitet hat. Wäre sie nicht so sehr vom Glück begünstigt gewesen, so wäre die Sache wahrscheinlich schief gegangen.

So war es ein überaus glücklicher Umstand, daß die Geldmärkte sich in günstiger Position befanden und die Valorisationsanleihen ohne große Schwierigkeiten konsolidiert werden konnten. Ein anderer glücklicher Umstand war die vorteilhafte politische Konstellation, welche die Sicherstellung der Anleihen seitens des Bundes ermöglichte, ohne die man die Konsolidierung wohl kaum durchgesetzt haben würde. Schließlich war es auch ein besonders glücklicher Umstand, daß just in der kritischsten Periode in der Verwaltung unseres Staates die rechten Männer am rechten Platze standen. Kann man mit Fug und Recht Tibiriçá und seine Mitarbeiter als die treibende Kraft der Valorisation bezeichnen, so dankt man Albuquerque Lins die Konsolidierung des Unternehmens. Rodrigues Alves hinwiederum wird man es zu danken haben, daß das Valorisationsfahrzeug alle Klippen umschiffte und glücklich in den Hafen des definitiven Erfolges einlief. Daneben verdienen die Finanzsekretäre, von denen der eine bis zum Staatspräsidenten anrückte, volle Anerkennung für ihre bei der Finanzierung des Unternehmens geleisteten wertvollen Dienste. Mit der Finanzierung aufs engste verknüpft sind die Maßregeln, welche die Aufbringung der zur Deckung der Kosten der Valorisation notwendigen Mittel erfordern. Wenn man sich vergegenwärtigt, daß, abgesehen von den Erträgen der Verkäufe von Valorisationskaffee, die Valorisationsanleihen lange vor der festgesetzten Frist bis auf etwas über 5 Millionen Pfund Sterling aus dem Goldzuschlag auf den Kaffeeausfuhrzoll getilgt und daraus auch hohe Lagermieten und andere Spesen gedeckt werden konnten, so muß man Respekt vor solcher finanzieller Leistungsfähigkeit haben und nicht minder Achtung den Pflanzern zollen, die eine Opferfreudigkeit ohne gleichen an den Tag legen, denn allein die Kaffeeproduzenten tragen, allerdings nur indirekt, die Kosten der Valorisation, wie sie ja indirekt auch weit über die Hälfte der ordentlichen Staatsausgaben decken.

Hatten Tibiriçá und Albuquerque Lins nur mit internen Schwierigkeiten finanzieller und politischer Natur zu kämpfen, so begegnet Rodrigues Alves auch externen, wie beispielsweise dem gegen das Valorisationskomitee in New York anhängig gemachten Prozeß und so ziemlich allgemeinen Antipathien in den Kaffeekonsumländern, die sich allerdings nicht nur gegen den Staat São Paulo, sondern gegen ganz Brasilien richten. Nun gehen die externen Schwierigkeiten zwar die Regierung unseres Staates direkt nichts an, denn der einzige Weg, sie zu beheben, ist der diplomatische, sie bereiten dem Präsidenten aber doch große Sorge. Es gereicht dabei zu großer Beruhigung, daß Rodrigues Alves ein wirklicher Staatsmann — einer der wenigen, welche Brasilien besitzt — und daß er so ziemlich in allen Dingen sattelfest ist. Rodrigues Alves hat einen ungemein scharfen Blick für die zukünftige Entwicklung der Dinge und dank diesem Scharfblick ist alles aus dem Wege geräumt, was eine glatte Abwicklung der Liquidierung des Valorisationsstocks in New York hätte erschweren können. Rodrigues Alves hat allen Weiterungen, welche sich aus der Fortführung des Prozesses gegen das Valorisationskomitee hätten ergeben können, ein Paroli geboten, indem er das Komitee zu sofortigem Verkauf des Streitobjektes ermächtigte.

Die Valorisation ist zwar eine wirtschaftliche Kombination wie alle anderen und sie ist mehr

oder weniger unter denselben Gesichtspunkten zustande gekommen wie die zahlreichen Kartelle alter und neuer Zeit, aber sie ist in ihrem Wesenskern doch grundverschieden. Von den neuzeitlichen Trusts unterscheidet sie sich namentlich dadurch, daß sie nicht direkt auf Ausbeutung des Konsumenten berechnet ist. Man wollte mit ihr lediglich die Wiederherstellung des durch die Ueberproduktion gestörten Gleichgewichts in Angebot und Nachfrage, das die Grundlage der wirtschaftlichen Prosperität und eines gesunden Wirtschaftslebens überhaupt bildet, herbeiführen. Der Kaffeepreis war so tief gesunken, daß er die Produktionskosten nicht mehr deckte. Soll nun unbedingt der wirtschaftliche Kampf mit dem Untergang des einen Teils enden? Das wäre ein ebenso grausamer wie wirtschaftlich und kulturell zweckloser Vernichtungskrieg. Hätte nicht schließlich der Konsument für den Kaffee noch höhere Preise zahlen müssen, wenn die meisten Produzenten total ruiniert worden wären und die Produktion den Konsum nicht mehr hätte decken können? In diesem Falle hätte der Alkoholismus, bei dessen Bekämpfung der Kaffee einer der wertvollsten Bundesgenossen ist, wieder überhand genommen und alle Mühe, welche man in den letzten Jahren auf die Zurückdrängung des größten Feindes der Menschheit verwendet hat, wäre umsonst gewesen. Dabei hat trotz der Valorisation der Kaffeepreis noch lange nicht den Hochstand erreicht, auf den er schon in früheren Jahren angelangt war. Zudem ist es notorisch, daß die Hausse viel mehr durch den natürlichen Gang der Ereignisse, durch kleine Ernten, als durch die Valorisation verursacht worden ist, es ist ferner notorisch, daß die Hausse dem Konsumenten weit weniger fühlbar ist als den am Kaffeehandel interessierten Kreisen. Diese waren gewohnt, enorme Gewinne einzuheimen und sie verstanden es meisterhaft, die Konsumenten über die Lage des Kaffeemarktes zu täuschen. Wie wenig verschieden waren doch im Kleinhandel die Kaffeepreise in der Periode des größten Tiefstandes von denen in der Zeit der größten Hausse Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts! Die Herren sind verwöhnt und daher das Geschrei.

Die Kampagne gegen die Valorisation in den Vereinigten Staaten ist nachweislich nicht von den Konsumenten, sondern von den Röstern ins Werk gesetzt worden und im deutschen Reichstag, wo vor einigen Tagen zwei der frömmsten und hypokritischsten Herren des Zentrums die Regierung aus reinem Parteijinteresse bestürmten, Maßregeln gegen die Valorisation zu ergreifen, las ihnen gar kräftig die Leviten der sozialdemokratische Abgeordnete Molkenbühr, ein Vertreter des Gros der deutschen Kaffeeconsumenten. Molkenbühr hielt Erzberger vor, daß er selbst nicht wenig zur Steigerung des Kaffeepreises durch Mitstimmen für die Erhöhung des Kaffeezolles beigetragen habe. Er machte ihn ferner darauf aufmerksam, daß Brasilien alle Ursache habe, auf die Machenschaften der deutschen Agrarier zu verweisen, Machenschaften, denen mit Recht in erster Linie die exorbitanten Fleisch- und Zerealienpreise in Deutschland zuzuschreiben sind. Molkenbühr hätte auch gleich das Beispiel des deutschen Stahl- und Kohlenkartells anführen können, gegen die die Kaffeevalorisation ein unschuldiges Kinderspiel ist. Und sind nicht im letzten Vierteljahrhundert die Preise so ziemlich aller großen Welt-handelsartikel erheblich gestiegen, sind es nicht auch die Einkommen aller Volksklassen? Bedingt nicht auch gerade dieser Umstand eine Erhöhung der Kosten der Kaffeeproduktion und damit logischerweise eine Erhöhung des Kaffeepreises? Und

sollten etwa die Bodenpreise in São Paulo eine Ausnahme machen und sinken, während sie in der ganzen zivilisierten Welt in kurzer Zeit um das Mehrfache gestiegen sind?

In allen Konsulats- und Handelskammerberichten wird mit Genugtuung konstatiert, daß Brasiliens Einfuhr sich in den letzten zwei Jahren ganz bedeutend vergrößert hat und daß der Löwenanteil der Steigerung auf die Einfuhr des Staates São Paulo entfällt. Nicht am wenigsten haben die Vereinigten Staaten und Deutschland von der besseren Konjunktur, die nach übereinstimmendem Urteil aller amerikanischen und deutschen Sachverständigen durch die Besserung des Kaffeepreises entstanden ist, profitiert, wie die brasilianische Einfuhrstatistik auf den ersten Blick erkennen läßt. Was dem Kaffeekonsumenten „sin Uhl“, ist dem Exportindustriellen „sin Nachtigall“. Ein Volk, das für seine Ausfuhrerzeugnisse keine remunerativen Preise erzielt, und deshalb am Hungertuche nagen muß, hat für die Industrieländer, die auf die Ausfuhr angewiesen sind, nur problematischen Wert, und darum ist das Wettrennen einzelner Kreise gegen die Valorisation in den Vereinigten Staaten und Deutschland ziemlich unverständlich. Hätten die Brasilianer nicht auch allen Grund, sich über die Schifffahrtskombinationen zu beklagen, durch welche die Seefrachten so enorm in die Höhe geschraubt worden sind?

Die Valorisation war für São Paulo ein Rettungsanker in höchster Not. Man würde fraglos die Finger davon gelassen haben, wenn die Rettung in weniger riskanter Art hätte bewerkstelligt werden können. Man kann versichert sein, daß man das Experiment nicht wiederholen wird. Darin unterscheidet sich die Valorisation sehr vorteilhaft von allen anderen Kombinationen, auf welche die Dichterworte vortrefflich passen: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend Böses muß gebären“!

* * *

Die letzte Baisse auf dem Kaffeemarkte beweist, wie wenig berechtigt eigentlich die Anklagen sind, welche man gegen die Valorisation erhebt. Der Kaffee befindet sich seit geraumer Zeit in der denkbar günstigsten statistischen Position. Die kleinen Ernten decken den Konsum nicht. Die Weltvorräte sind bedeutend zusammengeschmolzen und dazu bilden noch die Valorisationsstocks, welche man eventuell noch jahrelang zurückhalten könnte, einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil. Die kommende Ernte wird mit Bestimmtheit noch kleiner ausfallen, als die letzte, während der Verbrauch trotz des hohen Preises ständig steigt. Die Pflanzler sind finanziell so gut situiert, daß sie monatelang keinen Sack loszuschlagen brauchen und dennoch will die Baisse nicht weichen! Sollte das die Valorisationsgegner im Auslande nicht nachdenklich stimmen, sollten sie nicht daraus die Ueberzeugung gewinnen, daß sie den Brasilianern unrecht tun? Muß man sie nicht im Gegenteil als wahre Engel preisen, daß sie, ohne daß ein unbedingtes Muß dazu vorlag, mit einem Male sich des ganzen Valorisationskaffees, der in New York lagerte, entäußern und gleichzeitig ohne Widerstreben ihre Zustimmung zum Verkauf von 300.000 Sack aus den in Europa aufgespeicherten Valorisationsvorräten geben? Nach menschlicher Voraussicht müssen diese Massenverkäufe auf den Preis drücken und die Baisse noch mehr verschärfen, nichtsdestoweniger macht man den tiefen Schnitt ins eigene Fleisch. Leute, die so etwas tun, sind das die Egoisten, für die man sie im Auslande hält, sind das die Ausbeuter der Konsumenten? Gerade, weil

man in Brasilien Rücksichten auf sie nimmt, weil man in São Paulo bestrebt ist, sich eine kaufkräftige Kundenschaft zu erhalten und den Konsum nicht zu beeinträchtigen, nimmt man keinen Anstand, die eigenen Interessen hintanzusetzen und den Baissiers in die Hand zu arbeiten.

Der Staat São Paulo und mit ihm ganz Brasilien kann sich Glück dazu wünschen, daß das Valorisationsunternehmen einen so befriedigenden Ausgang nimmt. Die beruhigende Lage, in welcher sich die Kaffeeproduktion befindet, ist unter schweren Opfern und unter noch schwereren Sorgen herbeigeführt worden. Die Opfer haben größtenteils die Pflanzler selbst gebracht und in die Sorgen teilen sich gleicherweise Volk und Regierung. Letztere ist unter der Sorgenlast schier zusammengebrochen, aber die Männer, die an der Spitze der Geschicke des Staates standen und stehen, haben immer den Kopf hoch gehalten. Das anzuerkennen, ist um so mehr Pflicht, als Brasilien nicht gerade reich an unsichtigen, andauernden und zielbewußten Staatslenkern ist.

In der neuen Phase der Valorisation hat sich neben dem Staatspräsidenten der Finanzsekretär Dr. Joaquim Miguel Verdienste erworben, die ihm für alle Zeit Anspruch auf die Dankbarkeit der Paulistas sichern. Dr. Miguel hat gerade in dem Ungewitter, welches in den Vereinigten Staaten über die Valorisation hereinzubrechen drohte, seine hervorragende Befähigung für den Posten, auf den er in glücklicher Stunde berufen wurde, glänzend betätigt, war er es doch, der dem Minister des Aeussern das Material zur diplomatischen Abwehr des in New York gegen die Interessen des Staates geführten Streiches lieferte. Lange Zeit pendelte er zwischen São Paulo und Rio hin und her, um nur ja nichts zu versäumen, das zur Verteidigung unserer Rechte unternommen werden mußte, und schließlich kam man die Durchhaung des gordischen Knotens durch den Verkauf des New Yorker Valorisationsstocks als von ihm suggeriert bezeichnen. Miguel ist mehr als ein einfacher Zahlenmensch, er ist ein Finanzgenie, das wir gern einmal im Amte des Finanzministers sehen möchten. Jedenfalls hat er viel gemeinsam mit seinem großen deutschen Namensvetter, dem er besonders im reiflichen Ueberlegen und vorsichtigen Handeln ähnelt.

Wochenschau.

Die Etatskommission des Reichstages hat die Bewilligung eines Kredites für Versuche zur Erzeugung künstlichen Regens befürwortet. (Schon seit längerer Zeit werden solche Versuche, allerdings nur im Kleinen, angestellt. Für die Landwirtschaft ist die Lösung des Problems der Erzeugung künstlichen Regens von großer Wichtigkeit.)

Die soeben veröffentlichten Daten über den deutschen Außenhandel im Jahre 1912 ergeben für die Einfuhr 10.673 Millionen und für die Ausfuhr 9031 Millionen Mark gegen 10.070 Millionen bzw. 8218 Millionen Mark im Vorjahr. Das Gesamtplus beträgt somit über 1 Milliarde Mark.

Bekanntlich müssen alljährlich zahlreiche, für den Militärdienst brauchbare junge Leute zurückgestellt bzw. der Ersatzreserve überwiesen werden, weil eine Einstellung in den aktiven Dienst wegen Vollzähligkeit des Mannschaftsbestandes nicht angängig ist und der Heeresetat nicht überschritten werden darf. Um diesem Uebelstande, welcher gegen das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht ver-

stößt, abzuhefen, plant die Reichsregierung, mit neuen erheblichen Mehrforderungen für die Armee vor den Reichstag zu treten. Nach Bewilligung der Forderungen würde die Armeeverwaltung in der Lage sein, alle tauglichen Wehrpflichtigen einzureihen. Damit würde erreicht werden, daß im Kriegsfall die Familienväter nicht zu den Fahnen gerufen zu werden brauchen.

Die Verwaltung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft präponierte der Generalversammlung der Aktionäre die Verteilung einer Dividende von 14 Prozent für das verflossene Jahr. Es sind sehr bedeutende Abschreibungen vorgenommen worden.

Der Berliner „Germania“ zufolge wird sowohl der preußische Kriegsminister wie der Reichsschatzamtsekretär aus Anlaß der Einbringung des Entwurfes betreffend neue Forderungen für die Armee zurücktreten. Der Kriegsminister und der Schatzamtsekretär stehen sich in dieser Angelegenheit feindlich gegenüber. An eine Durchbringung des Entwurfes ist außerdem nur zu denken, wenn die Regierung das Zentrum durch Aufhebung des Jesuitengesetzes gewinnt. Das Zentrum macht die Aufhebung des Gesetzes zur Bedingung für seine Unterstützung der Militärvorlage, aber diesen Kuhhandel kann und wird die Regierung nicht eingehen.

Erzherzog Rainer ist am Montag im Alter von 86 Jahren nach längerem Krankenlager in Wien gestorben. Die Agonie hat 25 Stunden gedauert. Die ganze kaiserliche Familie war um das Sterbelager versammelt. In der Umgebung des erzherzoglichen Palais war eine große Menschenmenge zusammengeströmt, die die Nachricht von dem Tode des Erzherzogs mit großer Teilnahme entgegennahm. Auf zahlreichen Privatgebäuden wurde zum Zeichen der Trauer die Flagge halbmast gehißt. Erzherzog Rainer Ferdinand Maria Johann war ein Vetter des Kaisers Franz Josef I. und wurde am 11. Januar 1827 in Mailand geboren. Sein Vater war Erzherzog Rainer, Vizekönig des ehemaligen lombardisch-venezianischen Königreichs. Er trat früh in die Armee ein, wurde 1852 Oberst, später Generalmajor und Brigadier; 1861 Feldmarschall-Lieutenant. Er leitete die Staatsgeschäfte von 1861 bis 1865. 1874 wurde er Feldzeugmeister. Der Erzherzog hat sich nach 1866 bei der Organisation der Landwehr große Verdienste erworben und war auch in der Zivilverwaltung wiederholt tätig; so 1857 als Präsident des Reichsrats und 1861 als Ministerpräsident des ersten liberalen Ministeriums Schmerling. Er gehörte seit 1891 auch der preußischen Armee an und war Chef des niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39. Der Erzherzog war auch ein eifriger Förderer der Wissenschaft. Er war Protektor des Museums von 63 bis 98 und Präsident der Weltausstellungskommission im Jahre 1873. Seine 100 000 Nummern umfassende Handschriftensammlung machte er im Jahre 1899 der Wiener Hofbibliothek zum Geschenk.

Der peruanische Flieger Bielovucic hat am Sonnabend glücklich die Alpen zwischen Brieg und Domodossola überflogen. Er landete 100 Meter von der Säule entfernt, welche zum Andenken an den unglücklichen Landsmann Bielovucics, Chaves, bei Domodossola errichtet wurde. Der Flieger berichtete, daß gleich nach seiner Abfahrt von Brieg der Motor einige Sekunden aussetzte, er habe aber sein kaltes Blut nicht verloren. Den Schaden habe er leicht reparieren können. Beim Ueberfliegen des Simplon hatte der Flieger mit großen atmosphärischen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Alpen wurden in 25 Minuten überflogen. Die Bevölkerung von Domodossola brachte Bielovucic bei seiner Ankunft begeisterte Ovationen dar.

Das engl. Unterhaus hatte am 27. einen großen Tag. Die Tribünen waren bis auf den letzten Platz gefüllt und die Abgeordneten nahezu vollzählig erschienen. Grund des Andranges war die Einleitung der Diskussion über die Wahlreform, welche auf der Tagesordnung stand. Der Speaker erklärte, daß die Stellung irgendeines Zusatzantrages, welcher die Verleihung des Wahlrechts an eine neue Klasse von Wählern zum Gegenstande hat, die Veranlassung zur Zurückziehung des Gesetzentwurfes und dessen Ersetzung durch einen anderen geben würde. Daraufhin erklärte der Ministerpräsident, daß die Regierung ihren Entwurf zurückziehe. Ein Vertreter der Arbeiterpartei protestierte gegen die Zurückziehung. Nach der Meinung Bonar Laws hat diese die Lage des Kabinetts nicht besonders befestigt. Die Regierung faßte den Beschluß der Zurückziehung erst am Morgen in Erwägung der Gefahr möglicher Abtrünnigkeit regierungsfreundlicher Abgeordneter im Falle der Anfrechterhaltung des Projektes. Die Polizei hatte unflassende Vorkehrungen zur Wahrung der Ruhe getroffen. Vor dem Parlamentsgebäude patrouillierten 100 berittene und 1000 Polizisten zu Fuß. Das war auch nicht überflüssig, denn in der Umgebung hatten sich Tausende von Suffragettes in drohender Haltung angesammelt. Die Wohnungen der Minister werden von zahlreichen Polizisten bewacht.

* * *

Der Beschluß der türkischen Nationalversammlung hat den Sturz der Regierung zur Folge gehabt, und dadurch ist die Situation noch einmal so verwirrt geworden. Der Beschluß der Versammlung wurde von der gesamten europäischen Presse sehr beifällig kommentiert, als die Meldung von dem vollzogenen Wechsel eintraf und sofort machte die Sicherheit wieder Zweifeln Platz. Ueber die Ereignisse in Konstantinopel wird berichtet: Das Ministerium war in dem Palast der Hohen Pforte versammelt, als eine große Menschenmenge sich auf den Palastplatz drängte und unter Rufen „Wir geben Adrianopel nicht auf! Wir wollen den Krieg!“ eine drohende Haltung einnahm. An der Spitze der Menge befanden sich viele Jungtürken und unter ihnen auch Enver-Bey, der Oberbefehlshaber der türkischen Truppen in der Cyrenaika. Dieser drang in den Palast und verlangte von Kiamil-Pascha den Rücktritt des Kabinetts. Kiamil kannte jedenfalls die Unhaltbarkeit seiner Lage, denn er schrieb die Verzichtleistung, mit der Enver-Bey zum Sultan eilte, der sie auch ohne weiteres annahm. Darauf kehrte Enver-Bey nach der Hohen Pforte zurück und im Handumdrehen wurde ein neues Kabinett gebildet. Der Kabinettschef ist Mahmud Schefket Pascha, der Minister des Innern Talaat-Bey, der Kriegsminister Izvet Pascha. Talaat-Bey ließ sich sofort interviewen und teilte der ganzen Welt mit, daß die Einberufung der Nationalversammlung verfassungswidrig gewesen sei, daß das Volk die Fortsetzung des Krieges verlange und daß die Jungtürken die Ehre des Vaterlandes retten würden oder aber bei einem solchen Versuch zugrunde gehen (das wird wohl eher geschehen!). Das Komitee „Einheit und Fortschritt“, das verschwunden zu sein schien, ist wieder aufgetaucht und hat einen Aufruf erlassen, in dem es die gestürzte Regierung und alle ihre Generale des Verrates beschuldigt. Das Volk habe das nicht dulden können und dulden wollen und deshalb habe es rebelliert. Jetzt werde der Kampf von neuem beginnen, denn die Türkei könne nicht auf Adrianopel verzichten.

Die türkische Revolution zeigt von neuem, welche Folgen ein verlorener Krieg für die innere Lage des Landes nach sich zieht. Die Regierung versinkt in den Orkus, weil sie nicht zu siegen verstand,

und danach, ob sie überhaupt siegen konnte, fragt man nicht. Die neue türkische Regierung will den Krieg. Sie wird die Note der Mächte mit einem glatten Nein beantworten und der Tanz wird von frischem beginnen. Wer weiß aber, ob dies nicht den Verlust Konstantinopels und die endgültige Vernichtung der ganzen Türkei bedeutet, denn der zurückgetretene Minister des Aeußern, Naddunghian, hat, wie gestern berichtet wurde, der Ständeversammlung zwei Noten vorgelegt, durch welche eine der Großmächte mit dem Einmarsch ihrer Truppen in Kleinasien drohte.

Durch den plötzlichen Ausbruch der jungtürkischen Revolution in Konstantinopel und ihrem schnellen Erfolg ist die Lage so verwirrt worden, daß weder die Balkanländer noch die Großmächte wissen, was sie tun oder was sie erwarten sollen. Nur eines ist sicher: durch die Revolution haben sich die Türken das letzte bißchen Sympathie verschert; jetzt haben sie in Europa tatsächlich keinen Freund mehr, anel Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die dem hart bedrängten kranken Manne doch zum mindesten Mitleid bezeugten, können, nachdem er sich so benommen hat, für ihn nichts mehr übrig haben.

Die Nachricht von den Ereignissen in Konstantinopel hat in den europäischen Hauptstädten wie eine Bombe eingeschlagen. Die Balkandoktoren, die an dem kranken Manne herumkurierten und amputierten, waren im ersten Augenblick so perplex, daß sie überhaupt nichts zu sagen wußten. Ihre Pläne und Abmachungen werden durch diese Wendung der Dinge zerstört und sie mußten auch den Eindruck gewinnen, daß sie nicht einmal von vorne anfangen können, denn mit der gegenwärtigen türkischen Regierung ist wohl kein ernstes Wort zu sprechen oder aber muß es die Sprache der Kanonen sein. Die englischen Blätter, die über die Vorgänge am besten unterrichtet sind, waren am ersten Tage doch nicht in stande, ein auch nur einigermaßen klares Urteil abzugeben. Der „Standard“ brachte über die Vorgänge in Konstantinopel einen längeren Artikel und meinte zum Schlusse, daß die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten nur eine Folge haben könne, und zwar den Verlust Konstantinopels. — Es ist schon sehr bezeichnend, daß ein englisches Blatt überhaupt von dem Verlust der türkischen Hauptstadt spricht. Seit Jahrzehnten war keine Macht so bemüht, der Türkei Konstantinopel erhalten zu helfen wie gerade England. Die Erhaltung dieser Stadt bedeutete ja auch die Erhaltung der türkischen Macht in Europa, und diese war mit einer der wichtigsten Punkte in der englischen Politik. Denkt man jetzt in England anders, so bedeutet das soviel wie die Umwertung der ganzen internationalen Politik. — Die „Morning Post“ gibt die Gedanken der türkischen Delegierten in London wieder, und diese sind der Ansicht, daß die jungtürkische Revolution eine Folge des von den Großmächten auf die Hohe Pforte ausgeübten Druckes sei. — Die „Daily Mail“ meint, daß die veränderte Lage auf die Politik der Mächte keinen Einfluß ausüben werde. Die europäischen Kabinette würden die in der Kollektivnote ausgesprochenen Forderungen aufrecht erhalten und im Notwendigkeitsfalle energisch auftreten, um den Frieden auf dem Balkan herzustellen. — Der „Daily Telegraph“ sagt, daß die Jungtürken das Staatsschiff direkt gegen den Felsen steuern, um es an den Klippen zerschellen zu lassen. — Die „Times“ äußern sich gerade so wie die „Daily Mail“ mit dem Hinzufügen, daß die Jungtürken wohl auf die Uneinigkeit der Mächte spekulieren. Sie würden sich aber täuschen, denn die Großmächte würden sich verständigen und einig

auftreten, um den Balkanwirren ein Ende zu machen. — Von den englischen Stimmen ist also keine einzige zugunsten der Jungtürken, und wie die Engländer, so denken auch die anderen Europäer. Ueber die Berliner Presse heißt es, daß sie die Vorgänge in Konstantinopel einstimmig verurteile, denn die Erhebung der Jungtürken könne nur die Situation erschweren. Dasselbe sagen auch die Pariser Blätter, aber man hofft in Frankreich noch, daß es den Mächten gelingen werde, die Gefahr zu beschwören. Aehnlich äußern sich auch die italienischen Blätter. Das „Giornale d'Italia“ meint, daß an den Vorgängen nur das jungtürkische Komitee schuld sei. Die europäische Diplomatie dürfe sich aber um die Wünsche der jungtürkischen Heißsporne nicht kümmern, denn sie hätten nur die Interessen ihrer Länder wahrzunehmen. — Aus Wien und St. Petersburg liegen keine Nachrichten vor, aber es ist un-zweifelhaft, daß in diesen zwei Hauptstädten dieselben Ansichten vorherrschen wie in den anderen. Die Großmächte dürften in diesem Augenblick wirklich darin einig sein, daß die Herstellung des Friedens beschleunigt werden müsse, und es dürfte auch nicht schwer sein, diesen Gedanken in Taten umzusetzen. — Italien hat schon die Ausrüstung eines Geschwaders angeordnet, das unter dem bekannten Vizeadmiral Leon Viale nach dem Orient abdamphen wird. Die anderen Großmächte können und werden jedenfalls das gleiche tun und Rußland kann im Einverständnis mit den anderen Mächten seine Kaukasus-Armee in Kleinasien einmarschieren lassen.

In Konstantinopel hielten die Botschafter Rußlands, Deutschland und Frankreichs eine längere Konferenz ab, in der jedenfalls wichtige Maßnahmen beschlossen wurden. Worin diese bestehen sollen, darüber fehlen alle Nachrichten, das ist aber auch selbstverständlich, denn die Diplomaten pflegen sich ja nicht zu beeilen, die ganze Welt von ihren Plänen in Kenntnis zu setzen. Als erfreuliches Zeichen verdient aber hervorgehoben zu werden, daß der Gegensatz zwischen Dreibund und Triple-Entente diesmal nicht in Erscheinung tritt. Diese Eintracht der Mächte garantiert eine schnelle Erledigung der bisherigen Streitfragen, aber dann werden wieder andere entstehen, und das ist das Gefährliche dabei. Die Großmächte können die Türkei zur Annahme ihrer Bedingungen zwingen, aber sie können bei der endgültigen Liquidation des Türkenerbes nicht die Meinungsverschiedenheiten verhüten, denn jede von ihnen hat ihre Interessen und keine kann gewillt sein, auf ihre Interessen zu verzichten. Frankreich sieht in Syrien einen begehrenswerten Bissen, England interessiert sich für Arabien, Rußland macht kein Hehl daraus, daß es an Trapezunt, der Wah-See, Armenien und dem armenischen Taurus ein ganz besonderes Gefallen finde. Nur Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben noch keinen Wunschzettel zusammengestellt; wenn der alte Bau aber aus allen Fugen kracht, dann wäre es eine politische Dummheit, wenn die zwei Dreibundmächte sich nicht ein Stück sichern würden. Bei einem so großen Teilen kann es aber wohl kaum friedlich zugehen. — Das beste ist, man wartet ab, hofft das beste und macht sich auf das schlimmste gefaßt.

Die Balkankrise hat die erfreuliche Folge gehabt, daß die Großmächte sich enger zusammengeschlossen haben. Im gegenwärtigen Augenblick scheint die Führung Deutschland zugefallen zu sein. Kaiser Wilhelm interessiert sich ungemein für die Erhaltung des europäischen Friedens und er werde darin hauptsächlich von England und Frankreich unterstützt. Der „Figaro“ hat sich sogar zu dem Geständnis em-

porgeschwungen, daß Deutschland keine imperialistischen Pläne verfolge. Das ist allerdings nichts neues, aber neu ist, daß „Figaro“ so etwas sagt. Von Rußland wurde die deutsche Politik von Anfang an richtig gewertet, denn es ließ während der größten politischen Gewitterschwüle die an Deutschland angrenzenden Gebiete unbeschützt, was doch gewiß ein Beweis war, daß man in Petersburg Deutschland auch nicht im geringsten mißtraue. Jetzt sind auch Frankreich und England zu der Ansicht gelangt, daß Deutschland die friedfertigsten Absichten hat, und wenn dieses Deutschland auch gar nichts einbringt, so kann es sich doch freuen, einmal richtig erkannt worden zu sein.

Notizen.

São Paulo.

Kaiser-Geburtstags-Feier. Im großen Pestsaal der Gesellschaft Germania fand gestern Abend eine erhebende Feier statt aus Anlaß des Geburtstages S. M. des Deutschen Kaisers. Wie bereits unsere Vorfahren zu Tacitus' Zeiten bei festlichen Gelegenheiten tafelten und den Becher schwangen, so waren diesem alten Brauch auch gestern viele Mitglieder der deutschen Kolonie treu geblieben, um ihren Landesfürsten zu feiern. Wir nannten die Feier eine erhebende. Sie wurde es besonders durch die Worte, die der Kaiserliche Konsul Herr Dr. von der Heyde, sprach. Worte, die von Herzen kamen und zu Herzen gingen; Worte, die wohl jeder Deutsche, was immer sein politisches Bekenntnis sein mag, unterschreiben kann. In seiner knappen Ausdrucksweise und mit seiner hellen Stimme, die die Worte bis in die entferntesten Ecken des Saales trugen, sagte Herr Dr. von der Heyde, als er sich zum Kaisertoast erhob, etwa das Folgende: An der Jahreswende habe die Uhr eigentlich 13 schlagen sollen, statt 12, denn das Jahrhundertjahr 13 habe eine hohe Bedeutung in der Geschichte unseres Vaterlandes. Es sei das Jahr, in dem wir vor 100 Jahren uns auf uns selber besonnen hätten. Heute auch würde es sich zum ersten Male ereignen, daß ein Kaiser des jungen Reiches sein 25 jähriges Regierungsjubiläum feiern könne. Viele Schatten wären dem damals jungen Herrscher auf den Weg gefallen. Fehlendes Vertrauen im Innern, Mißtrauen bei den fremden Völkern seien ihm nicht erspart gewesen, denn man habe ihn für ruhsüchtig und kriegerischen Neigungen für nicht abhold gehalten. Heute, nach 25 Jahren, sei das anders. Ein Gefühl der Ruhe und Sicherheit und das Bewußtsein der Einigkeit sei bei uns Deutschen eingezogen. Der Handel blühe wie nie zuvor; die Industrie beschäftige unsere große, stets wachsende Bevölkerung, so daß man heute kaum noch von einer Auswanderung reden könne. Heer und Flotte, die uns die Werke des Friedens gewährleisten, ja, gerade eine Bedingung dafür seien, ständen auf früher kaum geahnter Höhe.

Nicht zum geringsten Teil seien diese enormen Erfolge der Einsicht und persönlichen Anteilnahme des Kaisers an allen wichtigen Lebensfragen der Nation zu danken, dessen höchstes Bestreben es sei, Handel und Wandel zu fördern, diese aber durch eine starke, gewappnete Macht zu schützen.

Lange Jahre habe die Welt den Kaiser und seine Bestrebungen verkannt, sollte aber wirklich einmal in früheren Zeiten seiner Regierung der Kaiser den Ehrgeiz gehabt haben, kriegerische Lorbeeren zu sammeln, dann sei der Kaiser dieses Wunsches Herr

geworden und habe sich jenen höchsten Ruhm gewonnen, von dem so viele unserer deutschen Dichter gesungen haben, so schon der ältesten einer, Walter von der Vogelweide, als er sagt:

Wer schlägt den Löwen, wer schlägt den Bären,
Wer überwindet diesen und jenen?

Das ist jener, der sich selbst bezwingt.

Der Kaiserliche Konsul sprach sehr ernst, und Ernst lag auf den Gesichtern seiner Hörer. Als es aber hieß, die Gläser zu erheben, löste sich der Bann. Das geschlossene, brausende Hoch, das den Worten des Herrn Dr. von der Heyde folgte, wird ihm bewiesen haben, daß er den Gedanken seiner Hörer den richtigen Ausdruck gegeben hatte.

Nach der offiziellen Rede ergriff Herr Konsul von der Heyde noch einmal das Wort, diesmal um bekannt zu geben, daß S. M. der König von Preussen geruht haben, den Herren Dr. Lehfeld und Bankdirektor C. Hofmann den Roten Adlerorden zu verleihen, in Anerkennung für ihre hervorragenden und mit Erfolg gekrönten Bemühungen um die Deutsche Schule. Diese Ehrung erstreckte sich auf die ganze Deutsche Kolonie, die zu dem patriotischen Werk beigetragen habe. Auch habe S. M. befohlen, der Deutschen Schule in São Paulo zehntausend Mark zu überweisen.

Wir gehen nicht fehl, wenn wir überzeugt sind, daß für diesen nützlichen Beweis allerhöchster Gnade die Schule dem Kaiserlichen Konsul zu danken hat.

Herr H. Baumberg brachte in wohlgesetzter Rede ein Hoch auf unseren Konsul aus, Herrn Dr. von der Heyde, der es verstanden hat in kurzer Zeit freundlichste Fühlung zur Kolonie zu gewinnen.

Nachdem noch der Damen mit einigen Worten schmerzlichen Bedauerns wegen ihres Nichterscheins gedacht war, wurde die Tafel aufgehoben und die sonst sehr hübsche, wohl gelungene Feier erreichte ihr Ende.

Karneval. Prinz Karneval wird dieses Jahr hier nicht fürstlich empfangen. In dem Publikum herrscht keine Begeisterung. Die Lancaperfumes finden so gut wie keinen Absatz und auch das sonstige Getriebe beschränkt sich auf die Maskenbälle im Casino, Polytheama und den Karnevalklubs. Auf der Straße sieht man gar nichts. Der Protest gegen die von uns bereits erwähnte Verfügung des Justizsekretärs ist bisher ausgeblieben. Man hat sich mit dem Maskenverbot abgefunden und alles läßt darauf schließen, daß auch die eigentlichen Karnevalstage ohne einen besonderen Glanz verlaufen werden. Nur die geschlossenen Gesellschaften werden etwas veranstalten, aber auch diese Veranstaltungen dürften nur die bescheidene Mittelmäßigkeit erreichen. Besondere Vorbereitungen werden von der Gesellschaft Germania für den Karneval getroffen. Einige Herren haben den glücklichen Einfall gehabt, die urgemütliche Isar-Stadt nach São Paulo zu versetzen. Es soll in den Räumen ein Münchener Oktoberfest veranstaltet werden, und da die Veranstalter mit Eifer und Sachkenntnis ans Werk gehen, so steht zu erwarten, daß dieses Unternehmen sehr gut gelingen wird. Auch die anderen deutschen Vereine werden Maskenbälle abhalten und wie wir erfahren, werden in jedem Verein Ueberraschungen vorbereitet.

Die Rettung des Vaterlandes. Man hat bisher wenig Ursache gehabt, mit der Politik und den Machenschaften des großen Ruy zu sympathisieren, er ist aber auf dem besten Wege, sich zu rehabilitieren, indem er in einem Interview, welches er einem der Redakteure des in der Bundeshauptstadt erscheinenden Blattes „Imparcial“ ge-

währte, wirklich vernünftige Ideen kundgegeben hat, Ideen, die ohne Zweifel in ganz Brasilien Wiederhall finden und mit Enthusiasmus aufgenommen werden. Da wir auf die Aeußerungen Ruys noch ausführlich zurückzukommen beabsichtigen, so beschränken wir uns heute darauf, einen Auszug des Interviews zu geben. Wir bemerken dazu, daß die Ansichten Ruys mit Bezug auf die von ihm vorgeschlagene Kandidatur unseres Staatspräsidenten für das Amt des Bundespräsidenten ganz die unserigen sind. Ruy Barbosa äußerte sich ungefähr folgendermaßen: „Das militärische Regime ist nichts weniger als glorreich. Unter der Regierung Deodoros hatten wir die Auflösung des Nationalkongresses; unter der von Floriano Peixoto die September-Revolution. Aber auch die zivilistischen Regierungen hatten ihre kritischen Tage. Unter Prudente de Moraes wurde das Attentat vom 5. November verübt; unter Rodrigues Alves hatten wir die Revolte vom 14. November; unter Affonso Penna die Drohung, daß man eine Prozession veranstalten werde, einen Brief à la schwarze Hand und die Kandidatur Hermes; unter Nilo Peçanha das Hervortreten des Kriegsministers, der strategischen Brigade und der Land- und Seestreitkräfte, sowie die Bestätigung der Wahl seines Nachfolgers unter Drohen mit den Bajouetten.

Unter der Regierung Hermes da Fonsecas erlebten wir das Bombardement von Bahia, die Fälle von Rio, Pernambuco, Alagoas und Ceará, das Drohen mit der Intervention in São Paulo und die Mißachtung der Urteile des Obersten Bundesgerichtes. Die Regierung Hermes da Fonsecas bestätigt in bündiger Form alle Voraussagen seiner Gegner und straft den Optimismus seiner Anhänger Lügen. Es ist vermessen, daß die Väter der Kandidatur Hermes sich jetzt anmaßen, seinen Nachfolger zu bestimmen. Die Präsidentschaft Hermes' hat zur Evidenz die Berechtigung der Existenz des Zivilismus erwiesen, wie nicht minder die Unfähigkeit und Kurzsichtigkeit seiner Gegner.

Es erscheint mir notwendig, daß die zukünftige Regierung in ihr Programm die definitive Verfechtung zivilistischer Ideen aufnimmt. Der Mann, dem diese Mission übertragen wird, kann nicht aus dem Lager derer hervorgehen, die auf die Macht pochen, er kann auch nicht Komplize des Aberwitzes der Militärpartei sein.

São Paulo hat sich im zivilistischen Feldzug über alle Maßen ausgezeichnet. Es ist dabei nur zu bedauern, daß es nicht beständig geblieben ist. São Paulo hätte gar nicht nötig gehabt, sich in eine Revolution zu stürzen, um die Anerkennung der Wahl Hermes' zu verhindern. Ich habe übrigens niemals bei der Regierung von São Paulo eine Rebellion befürwortet. Was ich tat, war, ihr zu raten, sich auf den Standpunkt des kategorischen Imperativs zu stellen.

Die Entente vom 10. Januar war ein an den Paulista begangener Verrat. Dem Dr. Bernardino de Campos stellte als Bedingung auf, daß Bahia respektiert werden müsse. . .

In derselben Stunde, als São Paulo in die Falle ging, wurde Bahia beschossen. Einen größeren Mißbrauch der Macht hat man kaum erlebt. In der Voraussicht dessen, was kommen würde, und in der Vorahnung geheimnisvoller Machenschaften erbat sich der mißtrauische Dr. Bernardino de Campos vom Bruder des Präsidenten der Republik Auskunft über die Gerüchte, welche über die in der Luft liegende Beschießung von Bahia zirkulierten. Dr. Bernardino de Campos erklärte bei dieser Gelegenheit, daß jede Unterhandlung unnütz sei, wenn nicht Garantien für die Erhaltung der Ruhe in Bahia, die

von der Militärpartei ernstlich bedroht war, geboten würden. Der Emissär des Präsidenten gab die formelle Versicherung, daß Bahia keine Gefahr laufe. An demselben Nachmittage wurde aber São Paulo die telegraphische Nachricht von der Beschießung Bahias übermittelt. Die Falschheit kam leider zu spät an den Tag. Man hätte daraufhin sofort den Pakt lösen müssen, der nichts anderes als eine Dupierung war. Trotzdem sich São Paulo in dieser Sache schwach zeigte, glaube ich doch nicht, daß es in irgend welcher Beziehung zur hermistischen Politik steht. São Paulo bewahrt vornehme Zurückhaltung und hat nichts mit den Taten und Verbrechen des Hermismus zu tun. Es beschränkt sich auf konstitutionelle Relationen mit der Union. São Paulo hat großes Interesse in der Bekämpfung des Militarismus — des Zerstörers par excellence der militärischen Disziplin — dokumentiert. Es mußte dieses Interesse auch haben, weil es als reichster Staat am meisten eine feindliche Invasion zu fürchten gehabt hätte. . . Es war auf die Zerstörung des Reichthums von São Paulo abgesehen.“

Nachdem Ruy Barbosa sich über die möglichen Kandidaturen Wenceslau Braz' (er hält diesen für einen hochanständigen Menschen), Sabino Barrosos, Francisco Salles', Pinheiro Machado, Lauro Müllers und Campos Salles' verbreitet, fuhr er fort:

„Keine dieser Kandidaturen ist annehmbar, weil die Herren Komplizen des Hermismus sind. Mein Kandidat ist Herr Rodrigues Alves. Diese Kandidatur kann ich mit gutem Gewissen empfehlen. Rodrigues Alves ist ein treuer Anhänger des Zivilismus und er hat sich in der zivilistischen Kampagne hervorgetan. Nachdem ihm die von der Bundespräsidenten-Wahl noch echauffierten Wähler zum höchsten Staatsbeamten erkoren, wollte Dr. Rodrigues Alves sich nicht aggressiv gegen die Bundesregierung stellen. Er ist aber trotzdem der alte. Er ist seinen Traditionen treu geblieben und dem Militarismus gegenüber unversöhnlich. Zum Beweis erinnere ich an sein Verhalten der Militärrevolte vom 14. November gegenüber. Er hielt die staatliche Autorität hoch und rettete sie vor der Anarchie des Militarismus. Rodrigues Alves ist außerdem wohl der einzige der als Präsidentschaftskandidaten in Betracht kommenden Männer, der nicht nach der Macht lüstern ist. Schließlich ist er von allen derjenige, der sich die meisten Verdienste erworben hat und durch Intelligenz sowie gute Eigenschaften in jeder Beziehung hervorragte. Ich führe hier das Beispiel der Vereinigten Staaten und Frankreichs an, die mit der Wahl Wilsons und Poincarés bewiesen haben, daß das demokratische Regiment kein Regiment der Inferiorität und des Neides ist.

Ich verspreche, daß, wenn Herr Rodrigues Alves die Kandidatur annimmt, ich noch viel energischer für sie eintreten werde, wie ich für meine eigene eingetreten bin. Ich verpflichte mich, mich nicht nur in den Staaten São Paulo, Minas und Bahia, sondern in ganz Brasilien ins Zeug zu legen.“

Auf die Frage, ob er die Kandidatur Rodrigues Alves' für aussichtsvoll halte, antwortete Ruy Barbosa unter Hinweis auf die letzte Wahlkampagne:

„Damals waren die Verhältnisse die denkbar ungünstigsten. Die Gemüter waren noch aufgeregt durch die Machenschaften Pennas, die ihm seine Mitarbeiter und Freunde entfremdeten. Dann erschien die Verwaltung Nilos auf der Bildfläche mit ihren Bundesgenossen Charlatanismus, Heuchelei, militärischem Spektakel und ihren Barretos. Das Schlachtfeld hallte wider von einschüchterndem Kampfgeschrei. Siegesbewußt führte man das Stimmvieh an die Urnen. Nichtsdestoweniger führten wir unser in Brasilien neues Stück auf: Wir setzten der

von Regierung, Armee und Flotte protegierten offiziellen Kandidatur eine Kandidatur radikaler Opposition entgegen. Und was waren unsere Waffen in diesem ungleichen Kampfe? Es war das gesprochene und geschriebene Wort, es waren die geschichtlichen Reminiszenzen und die Erkenntnis vom Unglück militärischer Regierungen. . . Allein mit diesen Argumenten haben wir die öffentliche Meinung auf unsere Seite gebracht. Diesmal verfügen wir über bessere Waffen. Und wir sollten diesmal nicht gewinnen? Jetzt, wo wir auf die Richtigkeit unserer Voraussagungen aller Monstrositäten der letzten zwei Jahre, die zwei Jahrhunderten von Skandalen gleichkommen, verweisen können? Jetzt, wo die Macht des Feindes gebrochen ist? Jetzt, wo die Bankerrotklärung unserer Gegner ein Faktum ist? Jetzt, wo die Ratten das Schiff verlassen und es in allen Fugen kracht?

Jetzt, wo unser erster Sieg uns die Gewißheit des zweiten gibt, jetzt sollten wir nicht gewinnen? Wir können uns ergeben, aber zu besiegen sind wir nicht!"

Freiküche in der Handwerksschule. Vor einigen Tagen berichteten wir, daß der Staatssekretär des Innern, Herr Dr. Altino Arantes, daran denke, für die armen Schüler der Handwerksschule eine Freiküche einzurichten. Jetzt können wir mitteilen, daß die Einrichtung bereits eine beschlossene Sache ist. Vom 10. Februar ab werden die armen Schüler in der Schule ein warmes Frühstück bekommen.

Börse. In den letzten Tagen geht es auf der Börse recht lebhaft zu. Es werden täglich mehr als tausend Titel gehandelt. Hauptsächlich die Debetures der Eisenbahngesellschaften und der Industriestablissemments sowie die Titel mit Staatsgarantie gehen von der Hand wie warme Semmeln und stehen dementsprechend hoch im Kurs. Auch der Handel in Grundstücken ist ein sehr reger. Im Monat Dezember wurden wenig Grundstücke verkauft. Jetzt geht es wieder sehr flott zu. Hervorzuheben verdient, daß die Bewegung an der paulistauer Börse sechsmal so umfangreich ist als die in Rio de Janeiro.

Vom elektrischen Schlag getötet. In der Rua Luiz Gama hat der Arbeiter Fulgencio Duarte in der Gefahr, vom Gerüst zu stürzen, einen Leitungsdraht der Light and Power angefaßt. Der erhaltene elektrische Schlag tötete ihn auf der Stelle.

Sonderbar, höchst sonderbar! Herr Lincoln de Albuquerque, Sub-Delegado des Consolação-Bezirktes, erhielt vor zwei Tagen von dem Leiter der Sittenpolizei, Herrn Theophilo Nobrega, den Auftrag, gewisse im genannten Bezirk liegenden Freudenhäuser durchzusuchen. Herr Albuquerque, der seinem Namensvorgänger, Admiral Affonso d'Albuquerque dem Großen, nacheifert, steuerte los, von einem „Geheimen“ begleitet, und sehr bald hatte er eine große Eroberung. In einem Zimmer an der Rua Ipiranga fand er in Gesellschaft einer „Dame“ einen muskulösen jungen Mann, den man schon am Gesicht ansah, daß er nicht mit Ticté-Wasser getauft worden war. Das muß ein Kaften sein, dachte der Mann mit dem Admiralsnamen. Er rief den Fremden barsch an und erklärte ihn für gekapert. Der muskulöse Jüngling war jedenfalls schwer geladen, denn er dachte weder an Widerstand noch an Flucht, sondern ließ sich ins Schlepptau nehmen und nach dem Kommissariat bringen, das glücklicherweise auch nicht weit war. Dort wurde er nicht erst ausgefragt, sondern sofort verstant — Albuquerque dampfte aber wieder ab und nahm dieselbe Fährte. Der zur Prise genommene Jüngling begann

sich aber zu langweilen. Wenn man ihn doch wenigstens verhört hätte, dann wüßte er, um was es sich handelte; jetzt wußte er aber gar nichts oder höchstens, daß in dem Zimmer, das er hatte verlassen müssen, der Aufenthalt angenehmer war als in dem dunklen Trockendock, in dem er sich jetzt befand. Er begann zu skandalieren und schließlich gelang es ihm, sich mit einigen Freunden in Verbindung zu setzen — vielleicht nicht ganz drahtlos — und diese eilten nun nach dem Kommissariat. Alle Aussagen stimmten darin überein, daß der Gekaperte nie ein Kaften gewesen sei. Er sei der Sohn einer sehr reichen Kaufmannsfamilie in Lissabon, halte sich hier schon seit Jahren auf und bekleide im hiesigen Handel eine sehr geachtete Stellung; mit der Polizei habe er noch nie etwas zu tun gehabt. — Der Delegado, der am Tage auf dem Kommissariat den Dienst versah, mußte den einstimmigen Aussagen glauben, aber er konnte den Mann nicht freilassen, denn Albuquerque hatte nicht gesagt, ob gegen ihn nicht auch eine andere Beschwerde vorliege. Also hieß es jetzt vor allen Dingen, Albuquerque aufzutreiben, der war aber, nachdem er zum zweiten Male losgesteuert war, nicht mehr gesehen worden. Man schickte nach seiner Wohnung, dort war er aber nicht; man suchte die sonstigen von ihm frequentierten Plätze ab — er war nicht zu finden. Auf einmal fiel aber einem Beamten, der Herrn Albuquerque näher kannte als die anderen, etwas ein. Er sagte nichts, grinst bloß und steuerte auf ein Haus in der Rua Ipiranga zu. Und er hatte recht. Der famose Sub-Delegado lag dort vor Anker. — Tableau!

Todesfall. Am Sonnabend verstarb plötzlich, als er einer Auktion in der Avenida Luis Antonio beiwohnte, an einem Herzschlag der Direktor des Banco Agricola e Hypothecario, Peredien du Charlat.

Der Kaffeemarkt in der letzten Woche. (Vom 20. bis 25. Januar.) In Santos war die Tendenz in der ganzen Woche ziemlich ruhig. Die Preise wiesen keine Veränderung der Vorwoche gegenüber auf und notierten 78200 für Typ 7 und 78800 für Typ 4. Die Umsätze bezifferten sich auf 63.170 Sack gegen 101.304 Sack in der Woche zuvor. Verkäufe seit 1. Januar 377.707 Sack, seit 1. Juli v. J. 1.940.346 Sack.

Zufuhren der Woche 62.355 Sack gegen 89.355 Sack in der Vorwoche. Seit 1. Januar 325.141 Sack, seit 1. Juli v. J. 7.475.540 Sack gegen 8.488.493 Sack in der gleichen Periode 1911—12.

Verschiffungen seit 1. Januar 800.823 Sack, seit 1. Juli 6.864.922 Sack.

Vorräte in erster und zweiter Hand 1.948.693 Sack gegen 2.412.795 in der Vorwoche und 2.083.800 im gleichen Zeitraum des Vorjahres.

In Rio war der Markt etwas fester bei unverändertem Preise — 118600. Zufuhren seit 1. Juli 2.015.549 Sack, Verschiffungen 1.994.776 Sack.

Vorräte 163.494 Sack gegen 159.533 Sack in der Vorwoche.

Einwanderung und Bundeskolonisation. Nach einer Information des Besteuerungsamtes (Repartição do Povoamento do Sol) sind in den Jahren 1907—1911 über die brasilianischen Häfen 472.417 Einwanderer gekommen. Ueber den Hafen von Rio de Janeiro kamen in denselben Jahren folgende Einwanderermassen:

1907	31.156
1908	46.216
1909	42.763
1910	37.393
1911	72.970
	230.498

Demnach ist über die Bundeshauptstadt fast die Hälfte der Einwanderer gekommen.

Am 31. Dezember waren auf den Bundeskolonien 26.324 Personen angesiedelt, 31.544 Personen oder 4.292 Familien auf Koloniallößen und 4.780 Personen oder 802 Familien auf den Stadtplätzen. Nach Nationalitäten verteilten sich die Kolonisten wie folgt: Deutsche 510 Familien oder 2.610 Personen; Oesterreicher 1.885 Personen (Zahl der Familien ist in der offiziellen Information mit 1.840 angegeben); Russen 1.596 Familien mit 7.649 Personen; Portugiesen 74 Familien mit 391 Personen; Hölländer 58 Familien mit 325 Personen; Italiener 45 Familien mit 305 Personen; Spanier 23 Familien mit 139 Personen; Franzosen 19 Familien mit 91 Personen; Schweizer 17 Familien mit 78 Personen; Japaner 3 Familien mit 17 Personen; Ungarn 3 Familien mit 9 Personen und Brasilianer 905 Familien mit 5.811 Personen.

Die Zahl der in den neuen Kolonien sich niederlassenden Portugiesen, Italiener und Spanier ist sehr gering. Dadurch ist die alte Erfahrung wieder einmal statistisch bewiesen, daß diese Nationalitäten zur Besiedlung des Bodens nicht die geeignetsten Elemente sind, da sie vielmehr die Fazendenarbeit als die Selbständigkeit aufsuchen oder sich lieber in den Städten niederlassen als auf den Kolonien.

Im Monat Dezember 1911 wurde in den Bundeskolonien eine Volkszählung veranstaltet und die ergab folgendes Resultat:

Kolonie „Affonso Pena“, Staat Espírito Santo, 2.034 Personen. „Inconfidentes“, 865; „João Pinheiro“, 636; „Constança“, 363; „Santa Maria“, 339; „Vargeu Grande“, 201 und „Itajubá“, 179 Personen im Staat Minas Geraes. „Visconde de Mauá“, 491 und „Itatyaya“, 298 im Staat Rio de Janeiro. „Bandeirantes“, 695 und „Monção“, 581 im Staate S. Paulo. „Ivahy“, 4.840; „Cruz Machado“, 4.474; „Vera Guarany“, 4.208; „Itaparã“, 1.496; „Iraty“, 1.379; „Senador Cerrêa“, 1.285; „Nova Galicia“, 1.895; „Tario“, 361 und „Jesúno Marcondes“, 345 im Staate Paraná. „Anitapolis“, 1.307; „Esteves Junior“, 598 im Staate Santa Catharina. „Guarany“, 9.464; „Erexim“, 5.010 und „Ijuhy“, 2.899 Personen im Staate Rio Grande do Sul.

Diese hier aufgezählten Kolonien brachten im Jahre 1911 für 7.652:9358000 landwirtschaftliche Produkte auf den Markt. Wovon man schon erschen kann, welchen großen Nutzen die Kolonien wenige Jahre nach ihrer Gründung dem Lande bringen, und wenn man bedenkt, daß auf den Kolonien auch kleine Industrien vorhanden sind, deren Erzeugnisse die offizielle Statistik nicht werten konnte, so ist es wohl nicht zuviel gesagt, wenn man die Gesamtproduktion der Kolonien mit zehn Millionen angibt. Diese Zahlen sollte den Herren Nativisten zu denken geben und man dürfte an sie die Frage richten, wieviel Millionen (nicht Worte, sondern Milreis) denn sie zur Hebung des Volksreichtums beige-steuert haben.

Mord in Pariquera-Assú. Vor einiger Zeit kaufte der Deutsche Otto Lindner in Pariquera-Assú von einem Kolonisten namens Emil Fenske ein Stück Land mit einem kleinen Haus auf Kredit. Vor etwa zwei Wochen drang der Verkäufer auf Zahlung und so entstand zwischen beiden ein heftiger Streit. Am Sonnabend, den 25. Januar, erschien Fenske bei Lindner, um wieder über dieselbe Angelegenheit zu sprechen. Die Auseinandersetzung endete damit, daß Lindner seinen Revolver zog und seinen Gläubiger niederschloß. Der Täter befindet sich in Haft.

Das Verbrechen in der Galeria de Crystal. Der dritte Staatsanwalt hat gegen die Frei-

sprechung Elisario Bouilhas appelliert, und so wird dieser wohl noch ein Jahr sitzen müssen. Die Hauptangeklagte, Albertina Barbosa, befindet sich bereits seit einem Jahre und zwei Monaten in Freiheit, während Bonilha durch die sonderbare Prozedurordnung, die dem Staatsanwalt das Recht einräumt, mehrere Male zu appellieren, noch weiter gefangen gehalten wird, und gegen ihn lautet die Anklage nur auf Beihilfe.

Der Automobilmus hat wieder ein Opfer gefordert. Am Mittwoch morgen um acht Uhr wollte der Kaufmann Herr Augusto Cerveira in der Rua da Liberdade einen Straßenbahnwagen besteigen, als das Auto Nr. 91 herangesaust kam und ihm erfaßte. Der Verletzte mußte nach dem Krankenhaus gebracht werden. Der Chauffeur ergriff, nachdem er sah, was seine Rennmanie angerichtet hatte, die Flucht und konnte noch nicht gefunden werden. Die Rua da Liberdade ist weder die engste noch die belebteste, aber die Chauffenre haben weder Augen noch Ohren, sie sehen weder einen Straßenbahnwagen vor sich noch einen Menschen; sie müssen rennen und nichts weiter als rennen; die täglichen Unglücksfälle belehren sie nicht, um das Leben der Mitmenschen und um ihr eigenes Schicksal kümmern sie sich nicht, denn sobald sie das Steuer ergreifen, befinden sie sich in einem Tummel und wissen nicht mehr, was sie tun.

Falsches Silbergeld. In der letzten Zeit ist hier sehr viel falsches Silbergeld aufgetaucht. Die Milreis- und Zweimilreis-Stücke sind sehr gut nachgeahmt und sind nur an dem Ton zu erkennen. Diese falschen Münzen werden hauptsächlich in den Straßenbahnwagen und in den Cafés abgesetzt, weil die Kondukteure und Kellner am allerwenigsten Zeit haben, sie auf ihre Echtheit hin zu prüfen. Es ist daher Vorsicht geboten.

Besuch Hesse von Wartegg. Der bekannte Reiseschriftsteller Herr Ernst Hesse von Wartegg, der bereits vor zehn Jahren hier war, wird am Ende Februar nach Brasilien abfahren, um hier verschiedene Konferenzen zu halten. Der erste Besuch des eleganten Reiseschilderers steht hier noch in bester Erinnerung.

Telegraph. Am Donnerstag nachmittag wurde, wie angekündigt, in Rio de Janeiro für die São Paulo-Linie ein neuer vierfacher Baudot-Apparat in den Dienst gestellt. Bei der Einweihung war der Generaldirektor des Telegraphenwesens sowie der Vertreter des Verkehrsministers anwesend. Mit der São Paulo-Station wurden verschiedene Großtelegraphen gewechselt. Der Generaldirektor, Major Stanislaus Pamplona, richtete ein Telegramm an unseren Staatspräsidenten, Herrn Rodrigues Alves. Gesprächsweise äußerte sich Major Pamplona, daß die Einführung des neuen Apparates für die telegraphische Verbindung der Bundeshauptstadt mit São Paulo wohl sehr viel bedeute, aber es sei doch noch nicht alles geschehen, was in dieser Richtung geschehen müsse. Die Apparate seien jetzt in Ordnung und sehr leistungsfähig, nicht aber so die Linie Mar werde jetzt eine doppelte Linie legen, für die der Kongreß schon einen Kredit von 400 Contos bewilligt habe.

Einwanderung. In der ersten Hälfte dieses Monats sind 5.691 Einwanderer in Santos angekommen.

Erstrebenswert. In einer landessprachlichen Zeitung wird über die territoriale Größe Brasiliens ein sehr bemerkenswerter Artikel veröffentlicht. Der Verfasser vergleicht unsere Republik mit verschiedenen anderen Ländern, aber zum Schlusse, nachdem er sehr interessante Daten gebracht, platzt er mit der Weisheit heraus, daß es für Brasilien sehr



Companhia Streiff de S. Bernardo. Aus der soeben veröffentlichten Bilanz des Unternehmens pr. 31. Dezember v. J. entnehmen wir, daß netto im verfloßenen Jahre 74:505\$270 verdient wurden. Abzüglich Abschreibung für verschiedene Verluste verbleiben 70:852\$670, die in folgender Weise zur Verwendung gelangen: Amortisationsfonds; 10 Prozent auf Maschinen und 5 Prozent auf Gebäude; 13:412\$400; Reservefonds; Ueberweisung 5:000\$000; Dividende 45:500\$000; Tantième an die Direktion und den Aufsichtsrat 4:050\$000; Dividendensteuer 1:137\$770; auf neue Rechnung wurde ein Gewinnsaldo von 1:752\$770 vorgetragen. Das (voll eingezahlte) Aktienkapital beträgt 350:000\$000. Der Dividendenertrag ist somit ein sehr günstiger.

Aviatic. Der italienische Flieger, Herr Napoleon Rapini, hat seinen angekündigten und mit Spannung erwarteten Flug nach Campinas ausgeführt, und ist derselbe sehr glücklich verlaufen. Er flog hier nicht um acht Uhr, wie angekündigt war, auf, sondern erst um 9,35; der Flug nach Campinas dauerte 55 Minuten. Er landete dort auf dem Campo de Guanabara. Das campinenser Publikum und die dortigen Behörden haben den kühnen Segler begeistert aufgenommen. Der Rückflug verlief nicht so glücklich. Rapini stieg um vier Uhr nachmittags auf, führte über der Stadt Campinas verschiedene schöne Evolutionen aus und stenerete dann der Hauptstadt zu. Eine Zeitlang ging es sehr gut, dann erhob sich aber ein starker Gegenwind, der den Flieger zu landen zwang. Er ging in der Nähe von Guabirijú nieder, wo er den Zug erwartete, um nach der Stadt zurückzukehren, denn die Fortsetzung des Fluges erschien ihm nicht mehr für ratsam. Der Apparat blieb in Guabirijú zurück, von wo er heute nach São Paulo geschickt werden wird. Der Aufenthalt war, wie gesagt, ausschließlich durch den Sturm verursacht und der Apparat hat nicht das geringste gelitten. Rapini tat sehr recht, daß er den Weiterflug nicht mehr riskierte.

Ein Dynamitattentat gegen einen Straßenbahnwagen. Gestern morgen wurde in der Rua das Palmeiras, Ecke Avenida Angelica gegen einen Wagen der Light and Power ein Dynamitattentat verübt. Der Bond Nr. 225 der Barra Funda-Linie kehrte um 1 Uhr nach der Stadt zurück. Passagier war kein einziger in dem Wagen. Der Kondukteur stand auf dem Trittbrett neben dem Motorführer. Plötzlich hörte der Motorführer, daß irgendetwas gegen die vordere Scheibe des Wagens schlug und in demselben Augenblick ereignete sich in dem Wagen eine furchtbare Explosion, sodaß alle Glasscheiben in Scherben gingen. Der Motorführer verlor die Sinne und fiel hin, aber glücklicherweise erlitt er weiter keinen Schaden. Der Bond blieb sofort stehen; sein hinterer Teil war zerstört. Die Kontrolluhr war von ihrer Stelle gerissen, die Bänke stark beschädigt und die Geldtasche, die der Kondukteur auf der hintersten Bank liegen hatte, war weggeschleudert worden. Die Polizei erschien sofort zur Stelle, aber sie konnte nichts feststellen; fünf Meter hinter dem havarierten Bond fand sie eine Zündschnur, weiter nichts. Jedenfalls handelt es sich um einen Racheakt.

Ein Mißgriff der Polizei. In der letzten Zeit hat unsere Polizei soviel Mißgriffe begangen, daß das Vertrauen zu ihr stark erschüttert ist. Nun wird wieder folgender Fall bekannt. Am 7. Dezember vorigen Jahres verschwand ein gewisser Paschoal Saccolito, hier gebürtig und Sohn des Italieners Paschoal Saccolito. Die Familie des Vermißten forschte nach und erfuhr, daß er auf Befehl des vierten Hilfskommissars, Dr. Franklin Piza, verhaftet worden sei. Die Polizei stellte aber seine An-

wesenheit in einem der Gefängnisse entschieden im Abrede. Darauf wurde für den Verschwundenen zweimal Habeas corpus beantragt und zweimal berichtete die Polizei falsch, daß der Betreffende nicht gefangen genommen sei. Am 15. Dezember wurde der Gefangene nach Santos gebracht, wo er sich mit drei anderen nach Lissabon einschiffen mußte. Erst an Bord des Dampfers erfuhr Paschoal, daß er ausgewiesen worden sei. Er kam am 2. Januar ohne einen Nickel in Lissabon an und blieb dort einige Tage, bis es ihm gelang, auf den Dampfer „Zealandia“ zu kommen, wo er sich unter die vielen Auswanderer mischte und auf diese Weise unbemerkt nach Santos gelangte. Am 28. v. M. kam er nun nach der Staatshauptstadt, wo er sich sofort zu dem italienischen Blatte „Fanfulla“ begab, dem er seine Abenteuer erzählte. Was sagt nun Herr Dr. Franklin Piza dazu?

Einwanderung. In diesem Jahre sind schon 9418 Einwanderer verschiedener Nationalitäten in Santos angekommen und in den nächsten Tagen werden weitere 2789 erwartet. Die Bewegung ist also eine sehr starke, und wenn die Antipropaganda, die in verschiedenen europäischen Ländern gegen Brasilien eingesetzt hat, sie nicht stören würde, dann könnten wir auf eine noch größere Einwanderung zählen als voriges Jahr.

Sehr richtig und einwandfrei beurteilt „Das Handelsmuseum“, Organ des k. k. österreichischen Handelsmuseums in Wien, in seiner Nummer vom 26. Dezember v. J. die Lage des Kaffeemarktes in einer kurzen Notiz, die wir, da sie auch von unserem Leserkreise gewürdigt zu werden verdient, in unsere Spalten übertragen. Das Blatt schreibt: „Die diesjährigen Gesamtzufuhren in Rio und Santos sind im Vergleich mit den Vorjahren recht gering. Seit dem 1. Juli wurden nämlich an den beiden in Betracht kommenden Häfen empfangen:

	1912/13	1911/12	1910/11	1909/10
Rio	1,772.000	1,546.000	1,377.000	2,314.000
Santos	6,662.000	7,873.000	7,002.000	10,265.000
Total	8,434.000	9,419.000	8,579.000	12,579.000

Total d. Ernte ? 12,456.000 10,548.000 11,941.000

In letzter Zeit wurden häufig Gerüchte über stark abfallende Zufuhren laut. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß noch in diesem Jahre die Ankünfte merklich zurückgehen werden, vielmehr dürfte erst im Januar eine Annahme zu erwarten sein. Gerade die Erwägung, daß demnächst eine Einschränkung der Ankünfte zu erwarten ist, scheinen Brasilien in den letzten Tagen veranlaßt zu haben, sich nicht mehr so nachgiebig zu zeigen. Ueber die laufende Produktion liegt eine Schätzung von 9 Millionen Sack vor. In Fachkreisen wird jedoch angenommen, daß diese Zahl noch zu hoch ist und nur ca. 8½ Millionen Sack zu erwarten sind.“

Große Cafés. Die Hauptstadt des Kaffeestaates hat noch kein einziges wirklich großstädtisches Café. Hierin steht São Paulo weit hinter Porto Alegre zurück, das schon seit Jahren elegante Cafés besitzt, die alle gut besucht werden. Jetzt will man hier, wie wir schon einmal berichteten, große Cafés errichten und hat sich zu diesem Zwecke eine Gesellschaft gebildet, an deren Spitze als Präsident Herr Ch. Bourgeois und als fachmännischer Leiter Herr Vicente Rosatti, der bisherige Besitzer der „Bar Municipal“ (im Gebäude des Municipal Theaters), steht. Diese Bar ist in den Besitz der neuen Gesellschaft übergegangen. Das erste große Café wird nach einem halben Monat in der Rua Barão de Itapetininga, in dem unter dem Namen „Villa Siciliano“ bekannten Gebäude eröffnet werden. In aller Kürze wird man auch im Zentrum der Stadt ein

schmeichelhaft wäre, wenn es zur Zentenarfeier der Größe nach das dritte Reich der Erde sein könnte. Dazu sei nicht besonders viel nötig. England müsse nur Indien und noch einige Kolonien verlieren, Rußland könne aus Asien herausgedrängt werden und Frankreich könne seine Besitzungen einbüßen. Sei dieses geschehen, dann nehme Brasilien den dritten Platz ein, denn nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika und China haben noch ein größeres Areal. Wäre es nicht besser, wenn wir, anstatt auf die Zerstückelung Rußlands und auf den Zusammenbruch des englischen Weltreiches zu hoffen, uns bemühen würden, den Analphabetismus zu besiegen, um im Zentenarjahre sagen zu können, daß wir unter die Nationen gehören, die am wenigsten des Lesens und Schreibens Unkundige haben. Den bereits Erwachsenen kann die Kunst des Lesens und Schreibens nicht mehr so leicht beigebracht werden, aber die bildungsfähige Jugend kann, wenn alles getan wird, bis 1922 einen sehr großen Prozentsatz von des Lesens und Schreibens Kundigen stellen.

Die Kaffeevalorisation im deutschen Reichstag. Wie bereits gemeldet, haben zwei Zentrumsabgeordnete im deutschen Reichstag über die Kaffeevalorisation gesprochen. Der erste war der sattnam bekannte Mathias Erzberger, der andere ein Herr Macken. Die beiden Volksvertreter äuserten die Ansicht, daß die Valorisation die deutschen Konsumenten schwer schädige — Macken berechnete diesen Schaden auf 50 Millionen Mark jährlich — und forderten die Regierung auf, energische Maßnahmen zu treffen, damit diese Ausbeutung des deutschen Volkes aufhöre. Wenn es Abgeordnete einer anderen Partei gewesen wären, dann könnte man annehmen, daß der Wunsch, dem deutschen Volke einen billigeren Kaffee zu verschaffen, sie geleitet habe, bei Zentrumsabgeordneten muß man aber immer danach fragen: was hat die Konfession oder der Klerus mit der Sache zu tun, denn das die Herren nicht aus Liebe zum Volke sprechen und Anträge stellen, ist für jeden Unbefangenen von vornherein klar. Und dieses Mal war es auch nicht schwer, den tieferen Grund des Vorgehens der zwei Zentrumsabgeordneten zu entdecken. Das Zentrum ist wegen des bekannten Jesuitengesetzes mit dem Reichskanzler zerfallen. Als die ultramontanen Abgeordneten gegen das auch von uns als unnütz und ungerecht erachtete Gesetz auftraten, da dachten sie, die Sozialdemokratie auf ihrer Seite zu sehen, denn diese ist prinzipiell gegen jedes Ausnahmegesetz und somit auch gegen die Ausweisung der Jesuiten. Das Zentrum täuschte sich, denn die Sozialdemokraten regten sich nicht; sie lachten zu den Ausführungen der Herren Spahn und Gröber und das Lachen sagte den Klerikalen deutlich genug: sie haben uns so oft nicht geholfen, und da in der Welt alles auf Gegenseitigkeit beruht, so helfen wir euch auch nicht. So halten sich die Zentrumsleute nun mit der Regierung verfeindet, ohne die Linke gewonnen zu haben, und deshalb brachten sie die Kaffeevalorisation zur Sprache in der sicheren Erwartung, daß die Sozialisten ihnen jetzt beistehen werden. Das hätte nicht verfehlt, auf die Regierung Eindruck zu machen, und mehr wollten die Herrschaften jedenfalls nicht. Aber sie täuschten sich wieder einmal, denn die Sozialisten leisteten auch auf diese Schmalzei den Ultramontanen keine Gefolgschaft, und wenn das Zentrum aus der ganzen Affaire eine Lehre ziehen kann, dann ist es die, daß die Sozialdemokraten nach dem sogenannten Finanzreform und der preußischen Wahlrechtsreform nicht mehr geneigt sind, sich von dem Zentrum angeln zu lassen. Sie folgen den Führern des Zen-

trums auch dann nicht, wenn diese das Mäntelchen der Volksfreundschaft umhängen.

Mathias Erzberger wurde nach seinem Vorstoß gegen die Kaffeevalorisation von dem „Berliner Tageblatt“, also einer der größten und einflußreichsten Zeitungen Deutschlands, daran erinnert, daß er ja noch selbst vor kurzem selbst für den Kaffe Zoll gestimmt habe und daß er deshalb nicht der Mann sei, gegen die Verteuerung des Kaffees zu wettern. Sein Kollege Macken wurde wieder von einem Sozialisten belehrt, daß das Zentrum durch seine Zollpolitik auch Valorisation mache: er valorisiere, um den schlesischen Grafen und Baronen bessere Einnahmen zu verschaffen, das Fleisch und das Getreide; wer aber auf diese Weise den Konsumenten im eigenen Lande ausbeute, der habe nicht mehr das Recht, gegen ein fremdes Land zu sprechen, dessen Praktiken im Prinzip dieselben, in der Praxis aber sogar noch besser seien als die des Zentrums, denn der Kaffee sei nicht ein Mittel des Lebensunterhaltes wie das Fleisch und das Korn. Damit war auch Herrn Macken recht gründlich heimgeleuchtet worden und er zog sich grollend zurück.

In der Hitze des Gefechtes hat Macken sich furchtbar verhalten. Er behauptet, daß die Kaffeevalorisation dem deutschen Volke in den Jahren 1909—12 zwölf Millionen Mark gekostet habe und im gleichen Atemzuge sagt er, daß der Staat São Paulo aus der Valorisation einen Gewinn von zwanzig Millionen Mark habe ziehen können. Wo bleiben denn die hundertdreißig Millionen Mark? Wenn dem Staate São Paulo durch die Valorisation das Geld zufließt, was die anderen Länder durch diese Valorisation verlieren, dann hätte er aus Deutschland allein 150 Millionen Mark Mehrgewinn bezogen und der Gesamtgewinn — denn auch andere Länder sind von der Valorisation mitbetroffen — hätte sich auf viele Hunderte von Millionen beziffert. Hätte der Staat São Paulo die von Macken erwähnten zwanzig Millionen nicht verdient, dann hätte das deutsche Volk doch die 150 sich nicht sparen können. Das ist doch logisch — die Behauptung Mackens ist aber dumm.

Aus purem Altruismus hat der Staat São Paulo die Valorisation nicht gemacht, aber die Herren Erzberger und Macken werden schon gehört haben, daß jeder sich selbst der nächste sei. Der Staat São Paulo mußte die Valorisation machen, und er machte sie in seinem Interesse, wie das Zentrum wieder seine Zollpolitik macht, nicht um dem lieben Nächsten, sondern um seinem eigenen Interesse zu dienen. Aber rund ist die Welt und rund ist das Geld — auch andere Länder haben von der Kaffeevalorisation profitiert und nicht an der letzten Stelle das industrielle Deutschland. Die Paulistaner haben das ihnen durch die Valorisation zugeflossene Geld nicht nach Bauernart in den Strumpf gesteckt, sondern sie lassen es zirkulieren. Sie machen riesige Bestellungen im Ausland und sehr viele der Ordres gehen nach Deutschland. Die Herren Erzberger und Macken können sich an der Hand der Paulistaner Einfuhrstatistik davon überzeugen, daß der Import deutscher Waren von Jahr zu Jahr zunimmt und sogar sehr bedeutend. Also kehren die durch die Valorisation gewonnenen Millionen wieder nach denselben Ländern zurück, aus welchen sie gekommen sind und die Zentrumskämpen können ganz ruhig ihren Degen, den sie gegen unseren Staat gezückt, wieder einstecken in der Gewißheit, daß die Paulistaner Kaffeevalorisation dem deutschen Volke niemals soviel schaden wird, wie ihre eigene Zollpolitik und ihrer berühmten Finanzreformen. — Dieses für heute. In einer der nächsten Nummern werden wir auf dieses Thema ausführlicher zurückkommen.

großes und elegantes Café eröffnen. Man wird in diesen Cafés auch frühstücken können und sie werden auch die Vorbereitung von Festessen übernehmen.

Unglücksfall. Am Dienstag nachmittag benutzten die Kinder des in der Rua Consolação Nr. 125 wohnhaften Italiensers Francisco Murrano, Vicente von 5 und Carlos von drei Jahren, einen unbeobachteten Augenblick, um eine Kommode auszukramen. Sie fanden in einem der Schubfächer eine Revolverpatrone, und ohne zu wissen, wie gefährlich dieses Spielzeug war, ging die Patrone von einer Hand in die andere, bis es Vicente einfiel, sie mittels eines Nagels und Hammers zu öffnen. Er schlug solange darauf, bis der Schuß krachte und die Kugel seinem dreijährigen Brüdchen in die Stirn fuhr. Zwar wurde der Kleine nach einer Apotheke gebracht, wo bald die Assistencia erschien, aber es nutzte alles nichts, denn die Verletzung war tödlich. Der kleine Carlos verstarb nach einer halben Stunde.

Bundeshauptstadt.

Kaisergeburtstag. Der Bundespräsident, Marshall Hernes da Fonseca, richtete an Kaiser Wilhelm II. ein herzliches Glückwunschtelegramm.

Am Abend fand in den Räumen der Gesellschaft „Germania“ eine Feier statt, zu der unter anderen auch der Minister des Aeußern, Herr Dr. Lauro Müller, erschien. — Die Presse nahm von dem Geburtstage Sr. Majestät Notiz und alle Aeußerungen waren sehr herzlich gehalten. Sogar die Zeitung, die noch neulich das deplazierte Wort von dem Löwengebrüll des Kaisers fallen ließ, drückte dem Kaiserlich Deutschen Gesandten, Herrn Dr. G. Michaelles, ihren Glückwunsch aus.

Rio Branco-Denkmal. Das „Jornal do Comercio“ hat bisher für das große Rio Branco-Denkmal 236:1328000 erhalten. Da noch verschiedene Listen ausstehen, so kann man hoffen, daß 250 Contos de Reis eingehend werden. Der Wettbewerb wird am 31. August geschlossen werden. Bis zu diesem Tage müssen die Modelle bei dem „Jornal do Comercio“ eingeliert sein. Die Bedingungen sind, daß die Modelle in weißem Gips ausgeführt sind im Verhältnis von 15:100. Die beste Arbeit wird einen Preis von zehn Contos de Reis erhalten. Man weiß schon, daß verschiedene ausländische Bildhauer sich an dem Wettbewerb beteiligen werden. Von unseren eigenen Bildhauern hat der Baukasten- und Zuckerfigurenkünstler Bernardelli sich bereits angemeldet. Dieser denkt wohl: Frechheit steh mir bei, oder er glaubt, daß bei dieser Denkmalkonkurrenz ebenso die Begleitschreiben der besten Modelle auf eine geheimnisvolle Weise werden verschwinden können, wie sie bei der Alfonso Penna-Konkurrenz verschwanden?

Der Bundesfiskus wird verklagt. Die Hafenbaumunternehmer C. H. Walker & Co. Limited haben den Bundesfiskus auf Schadenersatz wegen angeblicher Verletzung mehrerer Klauseln ihres Kontraktes seitens der Bundesregierung verklagt. Selten geht es bei der Ausführung öffentlicher Arbeiten ohne Aulhängigmachung solcher Schadenersatzklagen ab und in den meisten Fällen sind sie leider begründet. Ganz abgesehen davon, daß fast immer große Summen herauszurücken sind, welche bei gewissenhafter Befolgung der Bedingungen der eingegangenen Verträge gespart würden, schädigen die unlauteren Manipulationen auch im höchsten Grade das Ansehen der Republik im Auslande.

Ein neues Diesel-Motorschiff. Wir hatten schon vor einiger Zeit Gelegenheit, von einem

Diesel-Motorschiff zu berichten, das für die Südamerikafahrt bestimmt ist und der Hamburg-Amerika-Linie gehört. Jetzt hat auch die schwedische Reederei-Aktiengesellschaft Nordstjerma (Johnson Linie) ein mit Dieselmotoren ausgerüstetes Großmotorschiff in Dienst gestellt, die „Suecia“, die in den allernächsten Tagen, am 29. oder 30. d. M., den Hafen von Rio anlaufen wird und dann nach Santos und dem La Plata weitergeht. Wie uns der Vertreter der Linie in Rio, Herr Luis Campos, mitteilt, beträgt der Verbrauch von Petroleum für die Hin- und Rückfahrt Stockholm—Buenos Aires 600 Tonnen, doch vermag das Schiff 1169 Tonnen dieses Heizmaterials mitzunehmen, so daß es für alle Eventualitäten mehr als ausreichend ausgerüstet ist. Der zur Verfügung stehende Laderaum ist natürlich viel größer als bei Dampfern, denn die Motoranlage nimmt viel weniger Raum weg als die Dampfkessel, und außerdem wird auch der Raum für die Kohlenbunker gespart, denn das ohnehin im Verhältnis zur Heizkraft bedeutend weniger Raum beanspruchende Petroleum ist im Doppelboden untergebracht. Die „Suecia“ ist mit 2 achtzylindrigen Großmotoren, zwei Hilfsmotoren und den üblichen Dynamomaschinen ausgerüstet. Sie besitzt 10 elektrische Kräne und vermag 150.000 Sack Kaffee zu laden. Die Reederei hat vier weitere Schiffe desselben Systems in Bau, von denen das erste im Juni, das zweite im Oktober dieses Jahres, die beiden anderen im Jahre 1914 abgeliefert werden sollen. Zwei weitere Motorschiffe wird sie demnächst in Auftrag geben. Sie sind sämtlich für den Südamerikadienst bestimmt. Vor der Abfahrt besuchten der König und der Kronprinz von Schweden, Mitglieder des schwedischen Königshauses sowie zahlreiche Kaufleute das Schiff, das auch in Gothenburg großes Interesses erregte. Die Gesellschaft beabsichtigt, die „Suecia“ auch in unseren Häfen dem Publikum zugänglich zu machen, und wir zweifeln nicht, daß der Besuch des interessanten Schiffes riesig sein wird. Die Reederei, die sich bekanntlich um die Förderung der Handelsbeziehungen zwischen Brasilien und Schweden bereits große Verdienste erworben hat, gibt mit der Einstellung dieser neuen Schiffe wiederum einen Beweis, daß sie mit der Zeit zu gehen versteht. Das stammverwandte schwedische Volk zeichnet sich ja überhaupt durch seinen entschlossenen Wagemut in technischen Dingen aus.

Eine Kindesentführung setzte die Rua General Canabarro in Aufregung. Der Rechtsanwalt Dr. Jayme Lessa hatte eine Dame aus der Familie Mayrink geheiratet. Der Ehe waren im Verlaufe nahezu eines Jahrzehnts zwei Kinder entsprossen, ein Knabe und ein Mädchen namens Natereia. In den letzten Jahren waren die Gatten zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie nicht mehr zueinander paßten, und hatten sich vor etwa 8 Monaten getrennt, zugleich ein gerichtliches Verfahren auf Trennung einleitend. Die Frau war mit den Kindern in das Haus ihrer Schwester in der Rua General Canabarro gezogen. In dem Verfahren versuchte Dr. Lessa mit allen Mitteln zu erreichen, daß die Tochter, die er sehr liebt, ihm zugesprochen werde, jedoch vergeblich. Er hatte dann versucht, sich in Güte mit seiner Gattin auf Herausgabe zu einigen, aber ebenfalls ohne Erfolg. So wollte er schließlich das Kind mit Gewalt entführen. Er beehrte Einlaß in das Haus seiner Schwägerin, und als die Dienstmoten ihm den Zutritt verwehrten, zog er den Revolver und erzwang sich den Weg mit bewaffneter Hand. Er durchsuchte das ganze Haus, erbrach wie ein Rasender drei Türen und ruhete nicht, bis er das Kind gefunden hatte. Immer den Revolver in der Faust gelangte er mit Natereia auf die Straße, wo



sich eine große Menschenmenge angesammelt hatte, die ihm bis zur Rua Campo Alegre folgte. Dort traten dem Rechtsanwalt zwei Polizisten entgegen, um ihn zu verhaften. Er erklärte sich bereit, freiwillig mit zur Wache zu gehen und dort die nötigen Erklärungen zu geben. Kaum waren sie jedoch einige hundert Meter gegangen, als Dr. Lessa von dem Sohne eines seiner Schwäger, Dr. Octavio Limoeiro, angegriffen wurde, der in Begleitung der getrennten Gattin herbeieilte. In der entstehenden Verwirrung verschwand Natereia, offenbar von der Mutter nach Hause geführt. Dr. Lessa wurde auf der Polizei, nachdem er verhört worden war, nicht in Haft behalten. Armes Kind, das unter der blinden Wut der Eltern leiden muß!

Weil der Bruder seinerwegen gemordet hatte, erschöß sich vorgestern Abend der 25jährige Portugiese Manuel Antonio, Mitbesitzer einer Gärtnerei in der Rua Souza Barros in Engenho Novo. Vor etwa zwei Monaten waren Manuel Antonio und sein Bruder in eine Rauferei verwickelt, die sich in und vor einer Kneipe in der Rua Souza Barros abspielte. Manuel Antonio erhielt einen Messerschnitt in den Rücken; sein Bruder, um ihn zu verteidigen, zog den Revolver und gab einige Schüsse in die Kneipe ab. Er tötete einen Schwarzen und verwundete die Frau des Wirtes so schwer, daß sie am nächsten Tage ebenfalls starb. Dem Bruder gelang es zu entkommen. Manuel aber war seit jener Zeit schwermütig, und vorgestern erschöß er sich mit demselben Revolver, mit dem sein Bruder damals die Bluttaten begangen hatte. Die reinste Schicksalstragödie!

Einige bittere Wahrheiten in heiterem Ton sagt der letzte Artikel von Isabella Nelson im „Paiz“ vom Dienstag, den 21. Hinter dem weiblichen Namen versteckt sich, wie allgemein angenommen wird, ein bekannter fluminenser Journalist. Das tut hier aber nichts zur Sache, dem schließlich handelt es sich ja nur darum, was und wie geschrieben wird und nicht, wer der Schreibende ist. Ein Artikel des Herrn Curvello de Mendonça gibt Isabella Nelson den Anlaß zur folgenden Betrachtung: „Es ist sehr natürlich, daß Italien, das jetzt in Afrika große und leicht erreichbare Domänen besitzt, nach dorthin seine Auswanderer schicken will. Und dazu ist das beste Mittel, daß man diejenigen, die nach hier kommen wollen, in der Ausführung ihres Willens hindert. Schließlich müssen gute Regierungen auch über das Wohlergehen ihrer Untertanen sorgen. Brasilien ist ein Land, das aus den Aehsen geraten ist, wo man in den größten Städten sich häufig dynamitiert und bombardiert und wo die Kugeln nicht immer die Adresse des Empfängers tragen.“

Und wir finden, daß die Einwandererströme gerade jetzt sich zuwenden müssen, wo wir dabei sind, den ausländischen Kapitalien einen schrecklichen Krieg zu machen und wo wir ein drakonisches Ausweisungsgesetz annehmen.

Der europäische Bauer lebt im allgemeinen glücklich in seinem Lande. Er kommt nach hierher nur deshalb, weil das Wunderbild des Pataekenbaumes ihn anzieht (arvore de patacas — pataca war eine portugiesische Münze, nach unserem Gelde 320 Rs.) und er findet hier eine unausstehliche Hitze, eine furchtbar desorganisierte Justiz, eine große Tenebrung des Lebens und schreckliche Ameisen, Ameisen, die alles zerstören, was er gepflanzt. Einige Strecken des Staates São Paulo ausgenommen, ist Brasilien gegen den Einwanderer hart und unerbittlich. So wird es bleiben, bis das Landwirtschaftsministerium gewisse wichtige landwirtschaftliche Probleme löst. Und gegenwärtig hat dieses

Die besten deutschen Hausmittel

Anker-Pain-Expeller

Zuverlässigste schmerzstillende Eurelbnng bei Hals-, Brust- und Rückenschmerzen, Gicht, Rheumatismus, Erkältungen usw. — Ueber vierzig Jahre in allen Erdteilen mit grösstem Erfolg im Gebrauch.

Unübertroffen! Unentbehrlich!

Anker-Sarsaparillian

reinigt und erneuert das Blut. Vorzüglichstes Mittel b. Säuremischung, Hautausschlägen Ueberraschende Erfolge auch in veralteten Fällen Glänzende Zeugnisse!

Kongo-Pillen

bestens bewährt bei Verstopfung u. Darmlähmung. Mild abführend. Sehr leicht einzunehmen!

Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.

Allein ge Fabrikanten

F. Ad. Richter & Cie, Rudolstadt (Thür.)

Bedeutendste Fabrik pharmazeutischer Spezialitäten in ganz Deutschland

Weitere Verkaufsstellen werden errichtet.

Nur echt



mit Anker

Ministerium noch eine unterordnete Rolle. Es wird nur dann eine große Bedeutung erlangen und nur ein entscheidender Förderer des nationalen Reichtums sein, wenn der Verkehr die Verbindungen erleichtern wird.

Da wir hauptsächlich eine Landwirtschaft treibende Nation sind, so brauchen wir auch hauptsächlich Landarbeiter, die den Boden bearbeiten. Dieser Arbeiter kommt hoffnungsvoll nach hierher und wenn er nach großer Mühe und harten Kämpfen gegen Raupen und Ameisen etwas erntet, dann kann er den Ertrag nicht zu Markte schicken. Entweder kostet der Transport mehr als das Produkt wert ist oder der Transport vollzieht sich — auch dann, wenn er mit der Zentralbahn geschieht — mit einer solchen Geschwindigkeit, daß die Produkte an dem nur einige Kilometer entfernten Bestimmungsort erst nach vielen Tagen und verdorben ankommen.

Alle Brasilianer sehnen sich danach, von hier wegzukommen und sie machen auch kein Geheimnis daraus. Paris, die Schweiz und die italienische Campanha ist das Ziel ihrer Träume. Offen gesagt: unser Land paßt uns nicht und wie können wir da noch verlangen, daß es den Italienern passe?"

In diesen Sätzen ist manches übertrieben, aber der Vorwurf ist doch berechtigt, daß zu einem gewissen Teil die Brasilianer selbst daran schuld sind, daß die Kampagne gegen unser Land immer wieder von neuem auflebt. Die Ameisen und die Raupen sind nicht so gefährlich, wie Isabella Nelson sie schildert und es gibt große Strecken, wo es weder eine Ameisen- noch eine Raupenplage gibt; aber was der weiblich benannte Verfasser über den Mangel an Verkehrsmitteln sagt, das stimmt und ebenso stimmt es, daß hierin nur der Staat São Paulo eine rühmliche Ausnahme bildet. Wie es in dieser Hinsicht in dem Staate Santa Catharina aus-



„Original-Pieper“-Waffen

(Jagdgewehre, halbautomatische Carabiner, automatische Pistolen, Munition für automatische Pistolen)

sind die besten u. tragen als Stempel der Echtheit nebenstehende Schutzmarke, sowie unsere volle Firma

A niens Etablissements Pieper

(Société anonyme) HERSTAL-lez - Liège

Kataloge und Broschüren gratis und franco.

Verkauf unserer Fabrikate durch alle Waffenhandlungen.

traut ist, so daß kein Verstoß gegen die komplizierten Vorschriften unserer wunderbaren Zollgesetzgebung vorgekommen ist. Trotzdem haben die Zöllner es fertig bekommen, einen Vorwand zur Erhebung einer Geldstrafe herauszufinden. Der Reisende hatte, wie gesagt, in die Rubrik: „Ist Zoll zu bezahlen?“ geschrieben: „Nur Warenmuster.“ Das legten die Beamten so aus, als habe er sich der Zollzahlung entziehen wollen und forderten eine Strafzahlung von 1:300\$000!! Der Zollinspektor erwiderte auf die mündliche Beschwerde lakonisch: „Wenden Sie sich an den Finanzminister, vielleicht entscheidet der zu Ihren Gunsten.“ Natürlich: eine Krähe kratzt der anderen die Augen nicht aus, und weshalb soll der Zollinspektor, der ja früher auch einmal Konferent war, dem Kollegen nicht den Nebenverdienst von 650 Milreis gönnen? Die Herren wissen genau, wie lange es dauert, bis eine Entscheidung des Ministers erfolgt, und spekulieren darauf, daß der ausländische Reisende nicht so lange in Rio herumlungern mag. Diesmal haben sie allerdings ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn da der Reisende zufällig von der Londoner Filiale des Offenbacher Hauses ausgesandt wurde, hat er sich an den englischen Konsul gewandt, der schon schnell eine Belehrung der Zöllner herbeiführen wird, denn gerade der brasilianische Finanzminister ist der letzte, der sich englischen Vorstellungen unzugänglich bezeigen kann. Aber es darf nicht bei der Erledigung dieses Einzelfalles bleiben, denn die Zollbeamten scheinen ganz prinzipiell bemüht zu sein, den Geschäftsreisenden möglichst viele Schwierigkeiten zu bereiten. Im wohlverstandenen Interesse des Landes liegt es, diesen Schikanen ein für allemal ein Ende zu bereiten.

Amazonas-Skandal. Der Vizegouverneur von Amazonas während der vergangenen Amtsperiode, Dr. Sá Peixoto, stand in dem Zeitraum von der zweiten gewaltsamen Absetzung des Coronel Antonio Bittencourt bis zum Amtsantritt des Senators Jonathas Pedrosa nur acht Tage lang an der Spitze der Regierung. Diese Zeit genügte ihm aber, um höchst interessante Daten über den Stand der Staatsfinanzen zu sammeln, die er mit entsprechendem Kommentar nunmehr der erstaunten Mitwelt zugänglich gemacht hat. Danach schuldet Amazonas seinen pensionierten Beamten 753:718\$312, dem Personal seiner Steuerämter 257:068\$460, den Volksschullehrern 731:388\$839 und den Richtern im Innern des Staates 731:026\$041. Die Staatsschulden

belaufen sich auf 72.478:807\$791. Als Herr Antonio Bittencourt die Regierung übernahm, schuldete der Staat seinen Beamten im ganzen 3.317:197\$779. Als Herr Bittencourt seine unfreiwillige Weihnachtsfahrt in dem Motorboot der Revolutionäre antrat, war die Schuld auf 13.704:691\$216 angewachsen! Und das, obwohl die zwei ersten Amtsjahre des des Herrn Bittencourt dem Staate infolge der enorm hohen Gummipreise außerordentliche Einnahmen brachten. Den Abgeordneten der Opposition, denen er natürlich nicht gewogen war, ließ der Gouverneur zur Strafe die Tagegelder nicht auszahlen. Sie haben noch 124:420\$000 zu fordern. Unter der neuen Regierung werden sie aber schleunigst zu ihrem Gelde kommen, eher als die Lehrer und sonstigen Beamten. Sie können einem überhaupt am wenigsten leid tun, denn die meisten Mitglieder unserer meisten Volksvertretungen sind ja doch nur Drohnen. Man kann die Raue sogar originell finden. Vom Juli 1908 bis zum 31. Dezember 1912 betrugen die Staatseinnahmen 65.141:400\$862. Außerdem hat Herr Bittencourt in dieser Zeit Staatsanleihen im Betrage von 12.076:000\$000 ausgegeben. Er ist aber trotzdem nicht nur den meisten Staatsbeamten das Gehalt schuldig geblieben, sondern hat auch nicht etwa öffentliche Arbeiten ausführen lassen. Unter diesen Umständen ist die Frage nach dem Verbleib des Geldes allerdings berechtigt. Beantwortet wird sie natürlich nicht werden, denn es wäre ja in der Geschichte der Republik ein geradezu unerhörter Vorgang, wenn ein Gouverneur zur Verantwortung gezogen würde. Der Nachfolger mag ja ein ehrlicher Mann sein und rechtlich wirtschaften, aber deshalb läßt er es sich doch nicht einfallen, seinen Vorgänger vor Gericht zu stellen, in diesem Falle also vor den Staatskongreß. Erstens hackt eine Krähe der anderen die Augen nicht aus, (und unsere Politiker mögen sich noch so sehr beföhden, im Grunde bilden sie doch nur eine große Clique, die gemeinsam auf Kosten des Volkes lebt), und zweitens würde der Prozeß doch mit aller Wahrscheinlichkeit auslaufen, wie das Hornberger Schießen, eben weil auch in den Kongressen die Klüngel nur bis zu einer gewissen Grenze auf einander loshaben. Unter dem Kaiserreich wäre dergleichen unmöglich gewesen, denn D. Pedro II. ließ den Staatsdienern nichts durchgehen, mochte es sich um einen kleinen Steuereinnahmer oder Postagenen oder einen großen Staatsgouverneur oder Minister handeln. Das wußten sie auch alle, und sie richteten

sicht, davon haben wir noch neuerdings gesprochen; in Rio Grande do Sul ist es nicht besser und in Paraná ebenfalls nicht, denn in allen diesen Staaten wird der Hebung des Verkehrs recht wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Daß die europäischen Bauern an einen „Patakenbaum“ glauben und einen solchen hier in Brasilien zu finden hoffen, ist ebenfalls wahr und auch daran sind die Brasilianer selber schuld, denn die Propagandisten versprechen in der Regel Dinge, die wohl im Schlaraffenlande aber sonst nirgends zu haben sind. Daß dem so ist, rechtfertigt aber nicht die neuerdings gegen Brasilien eingeleitete Kampagne, denn die Nachlässigkeit unserer Behörden berechtigt nicht die Behauptung, daß Brasilien ein Fieberland sei und die Tatsache, daß in den Nordstaaten die Politiker sich verhaßen, berechtigt die italienische Presse nicht zu dem Vorwurf, daß der Ausländer in Brasilien auf keine gerechte Behandlung zählen dürfe. Es wäre allerdings sehr am Platze, wenn die verantwortlichen und maßgebenden Männer die Auslassungen Isabella Nelsons über ihren Spiegel schreiben und dafür sorgen würden, daß man nach einiger Zeit solche Worte nicht mehr zu schreiben braucht. Das kann aber nur dann eintreten, wenn andere Männer an die Spitze kommen, denn die gegenwärtigen Leiter der Landesgeschicke sind nicht imstande, zu begreifen, daß sie durch ihre Interessenpolitik und ihre Gleichgültigkeit wirtschaftlichen Fragen gegenüber das Land deskreditieren.

Die portugiesische Auswanderung. Wir teilten bereits mit, daß der portugiesische Ministerpräsident die Verfügung wegen der Kollektivpässe aufgehoben habe. Nach einer Erklärung des portugiesischen Gesandten in Rio de Janeiro, Dr. Bernardino Machado, ist die Aufhebung auf die Vorstellungen zurückzuführen, die er telegraphisch in Lissabon erhoben hat. Doch ist das Verbot, Kollektivpässe auszustellen, nur provisorisch außer Kraft gesetzt worden, und Herr Affonso Costa will die Frage noch genauer studieren. Es ist also noch immer möglich, daß die Auswanderungs-Erschwerung aus finanziellen Gründen doch in Kraft tritt, und es wird ernstlicher Anstrengungen seitens unseres Auswärtigen Amtes bedürfen, um die für uns so unangenehme Verfügung dauernd zu vermeiden. Die Lissaboner Blätter haben die Haltung der hiesigen Presse und der brasilianischen Regierung lebhaft kommentiert und sind im allgemeinen der Ansicht, daß wir im Rechte sind. Niemals sei in Portugal ein Versuch gemacht worden, die Auswanderung so zu erschweren, wie durch das Verbot der Kollektivpässe. Einige Blätter wiesen auch darauf hin, daß bei einem Zollkrieg, der als Folge der Erschwerung der Auswanderung entstehen könnte, Portugal unendlich mehr leiden werde als Brasilien, denn Portugal werde, des brasilianischen Marktes beraubt, einer furchtbaren Krise zutreiben, während der Absatz brasilianischer Produkte in Portugal so gering sei, daß er für Brasilien gar keine Rolle spiele. Also dasselbe, was wir bereits den Italienern zu erwägen gaben. (Die Einfuhr Brasiliens aus Portugal wertete 1909 32.952:901\$ und 1910 39.708:664\$ Papier, die Ausfuhr nach jenem Lande aber 1909 nur 2.990:185\$ und 1910 1.694:878\$ Papier.)

Wie die Zollbehörden den Handel fördern. Das Verhältnis zwischen den Zollbehörden und der Kaufmannschaft ist in Brasilien ebenso unfreundlich wie in den Vereinigten Staaten. Die Schuld liegt im großen und ganzen nicht bei den Kaufleuten, sondern bei den Zollbeamten. Die Herren leisten sich geradezu Unglaubliches an Schikanen, gerade als ob sie nicht des Handels, sondern

als ob der Handel ihretwegen da wäre. Es wird wohl kaum eine Firma geben, die über dieses Thema nicht ein langes Lied zu singen weiß. Gewiß sollen die Beamten die Vorschriften der Zollgesetzgebung genau handhaben, aber von der Genauigkeit bis zur Schikane ist ein weiter Weg, und ausserdem weiß alle Welt, daß es auch Fälle gibt, wo gewisse Beamte es merkwürdig wenig genau nehmen. In Kaufmannskreisen ist die Ueberzeugung weitverbreitet, daß die Beamten es darauf absehen, entweder Schmiergelder zu bekommen oder aber Grund zur Anferlegung einer Geldstrafe zu finden, denn da ihnen die Hälfte der Strafsumme zufließt, haben sie ein persönliches Interesse an den Strafen. Wir können natürlich nicht feststellen, inwiefern diese Auffassung der Kaufmannschaft begründet ist, müssen aber zugeben, daß die Beobachtung des Verhaltens der Zollbeamten jenen Schluß allerdings nahelegt. Es wäre daher sehr erwünscht, daß der Finanzminister, der ein ernster und rechtlich gesinnter Mann ist, der Frage seine volle Aufmerksamkeit zuwendete. Denn von den Zollbehörden hängt die wirtschaftliche Entwicklung des Landes zum großen Teil ab. Erschweren sie den Handel, so vergeht den Kaufleuten die Lust, zu importieren. Und wenn wir nicht importieren, dann muß auch unser Export zurückgehen. Das ist eine volkswirtschaftliche Binsenwahrheit, die leider in einem Lande, in dem man sich so wenig mit Wirtschaftsstudien beschäftigt, ziemlich unbekannt ist.

Anlaß zu diesen Betrachtungen gibt uns das Erlebnis des Reisenden einer bekannten deutschen Lederwarenfabrik, der mit dem Dampfer „König Wilhelm II.“ aus Buenos Aires hier eintraf. Der Reisende hatte von seinem Hause den Auftrag erhalten, auch in Brasilien Geschäftsbeziehungen anzuknüpfen, und führte sechs Musterkoffer mit Lederwaren mit sich. Die Muster waren durchaus nicht neu, sondern der Reisende hatte mit ihnen bereits in Argentinien und Uruguay gearbeitet. An die kulturelle Behandlung gewöhnt, die Musterkoffern in zivilisierten Ländern zuteil wird, hat der Reisende zu seinem Erstaunen gemerkt, daß Brasilien in manchen Beziehungen nichts weniger als zivilisiert ist. Der Herr gab an Bord die üblichen schriftlichen Erklärungen über sein Gepäck ab und zwar, da er des Portugiesischen nicht mächtig ist, in spanischer Sprache. Er deklarierte also „Amostras de cuero“ und unter die Rubrik „Tem direitos a pagar?“ die Worte: „Solamente amostras.“ Er gab diese Erklärung in der Erwartung, daß auch in Brasilien, wie anderwärts üblich, Warenmuster nur einen Musterzoll bezahlen oder aber der Zoll für sie hinterlegt und bei der Wiederausfuhr zurückvergütet wird. Diese Annahme war freilich irrig, denn bekanntlich müssen bei uns auch Muster den vollen Zoll bezahlen, einerlei ob sie neu oder monatelang gebraucht sind, einerlei ob sie im Lande bleiben oder wieder angeführt werden. Auch das ist eine eigenartige „Förderung“ des Handels, für die allerdings nicht die Zollbehörden verantwortlich sind, sondern unsere erleuchteten Gesetzgeber. Was wir aber weiter zu berichten haben, geht ausschließlich auf Rechnung des Zollamtes. Zunächst ist neuerdings bestimmt worden, daß Musterkoffer nicht mehr wie früher im Gepäckschuppen abgefertigt werden können, sondern in einen der Warenschuppen müssen. Das bedeutet, daß die Abfertigung enorm verzögert und verunständlicht wird, ohne auch nur den geringsten Vorteil für die Einnahmen des Zollamtes mit sich bringen. Also: Schikane. Dem Reisenden stand bei der Abfertigung der Inhaber einer hiesigen Firma zur Seite, die die Vertretung übernimmt, also ein Herr, der genau mit dem Zollverfahren ver-

sich darnach. Freilich waren es damals auch Staatsdiener, während es heute umgekehrt Staatsbeherrscher sind. Unsere Monarchisten werden mit Skandalen dieser Art recht zufrieden sein, denn sie sind ja Wasser auf ihre Mühlen. Die herrschende Clique ist so verblendet, daß sie selber die beste monarchistische Propaganda macht, die sich denken läßt. Sie reunt ebenso blindlings in ihr Verderben, wie die französische Aristokratie des Ancien Régime.

Die unfreiwilligen Passagiere. Es ist schon viel geklagt worden über die Rücksichtslosigkeit, mit der die Kapitäne der englischen Dampfer in brasilianischen Häfen vorgehen, und schon zu wiederholten Malen sahen sich unsere Behörden genötigt, Geldstrafen über die Rhederei zu verhängen. Gewöhnlich handelte es sich um Uebertretung der sanitätspolizeilichen Vorschriften oder des Postreglements. Jetzt aber hat der Kapitän der „Aragon“ sich auch eine Mißachtung des brasilianischen Publikums geleistet, die in ihrer Art nicht häufig ist. In Santos hatten Angehörige der besten Gesellschaft der Stadt und S. Paulos, Verwandte und Freunde an Bord geleitet und das Signal, sich an Land zu begeben, überhört — wenn es überhaupt gegeben worden war. Jedenfalls setzte sich der Dampfer unversehens in Bewegung und nahm zehn Herren und Damen mit. Die Ueberraschten begaben sich sofort zum Kapitän und baten ihn, sie doch ausbooten zu lassen. Diese Bitte wurde glatt abgelehnt. Sie erneuerten ihr Gesuch schriftlich, erhielten aber die Antwort, daß sie bis Rio mitfahren müßten und daß jede Kommentierung dieser Entscheidung aufgefaßt würde! Den unfreiwilligen Passagieren blieb nichts übrig, als sich in ihr Schicksal zu fügen und den Fahrpreis bis Rio zu entrichten. Bei ihrer Ankunft hier begaben sie sich natürlich sofort zur Hafenzentrale, um Beschwerde einzulegen. Das wird ihnen aber kaum etwas helfen, denn formell wird der Kapitän wohl im Rechte gewesen sein, wenngleich er bei gutem Willen die unfreiwilligen Passagiere sehr gut hätte ausbooten können. Seiner Rhederei hat er mit seinem Verhalten natürlich keinen Dienst erwiesen, denn jene zehn Familien werden fortan das Gegenteil von Reklame für die Royal Mail machen.

Polizeisoldaten aus der alten Schule. Als Alberto Rodrigues Corrêa noch Polizeisoldat und Nascimento Sergeant bei derselben Truppe war, ließ sich der Sergeant von seinem Untergebenen eines Tages 10\$000, mit dem Versprechen, sie ihm am anderen Tage wiederzugeben. Aber wie es häufig geht, vergaß er die Rückgabe, und Corrêa wagte nicht, den Vorgesetzten an die Schuld zu erinnern. Schließlich schieden beide aus der Brigade aus, Corrêa, weil er seine Zeit abgedient hatte, und Nascimento, weil er wegen verschiedener Verfehlungen entlassen wurde. Seitdem trug Corrêa natürlich kein Bedenken mehr, den Exsergeanten wegen der Schuld zu mahnen. Nascimento hatte aber immer Ausreden, denn er war nicht gewillt, die 10\$000 zurück zu erstatten. Gestern früh trafen sich die beiden in der Rua da Lapa, und Corrêa benutzte die Gelegenheit zu einem neuen Inkassoversuch. Es kam zu einer heftigen Diskussion, die nur deshalb nicht in Tätlichkeiten ausartete, weil sich die Gefährten der beiden ins Mittel legten. Wenig später trafen sie sich von neuem in der Rua das Marecas. Diesmal gerieten aber nicht nur die beiden ehemaligen Polizeisoldaten, sondern auch ihre Begleiter aneinander. Die beiden Gruppen bearbeiteten sich mit den Stöcken, bis sie verhaftet und zur Wache gebracht wurden. Hier verblieben sie aber nicht lange, sondern der diensthabende Kommissar, der wohl eini-

ge gute Bekannte darunter fand, ließ sie wieder frei. Mit dieser Entscheidung war jedoch der Polizeidelegat des Distrikts nicht einverstanden, sondern er ließ bald darauf Nascimento, der der Hauptschuldige zu sein schien, von neuem verhaften.

Eine Razzia mit schleimmem Ausgang. Die Polizei hat sich endlich dazu aufgerafft, gegen das immer mehr überhandnehmende Verbrechertum einzuschreiten und die schlimmsten Strolche abzufangen. Zu diesem Zwecke sind in verschiedenen Distrikten, wo das Gesindel am meisten überhand genommen hat, Razzias veranstaltet worden (hier heißen sie im Volksmunde „canôas“). Die letzte fand am Sonntag in dem an der Hilfslinie der Zentralbahn belegenen Vororte Honorio Gurgel statt, wo vor etwa vierzehn Tagen, wie wir seiner Zeit berichteten, sogar ein Zug von einer ganzen Bande von Strolchen mit Revolvergeschüssen angegriffen wurde, sodaß während der nächsten Tage Polizeisoldaten mit geladenem Gewehr die Züge begleiten mußten. Leider hat die Razzia vom Sonntag einen sehr üblen Ausgang genommen, denn sie kostete dem 15-jährigen Julio da Silva das Leben. Es ließ zunächst im Polizeibericht, Julio, der sterbend in die Santa Casa eingeliefert wurde, sei von dem ebenfalls minderjährigen João Teixeira angeschossen worden, als beide sich gegen die Polizei zur Wehr setzten. Am Montag sickerte die Wahrheit durch: die Agenten und Polizeisoldaten haben in Honorio Gurgel ebenso schlimm gehaust wie die Verbrecher und Vagabunden, zu deren Ergreifung sie ausgesandt worden waren. Sie haben blind auf alles losgeschossen, was Miene machte, sich aus dem Staube zu machen, und bei dieser Gelegenheit erhielt Julio da Silva die tödliche Kugel. Der Polizeidelegat des 23. Bezirks, zu dem Honorio Gurgel gehört, Dr. Arthur Cherubin, leitete infolgedessen eine Untersuchung ein, und das gleiche tat im Auftrage des Kommandanten der Personaldezernent Major Paixão. Das Verhör ergab, daß am meisten der Tat verdächtig ein Soldat der 2. Kompanie erscheint, der in Untersuchungshaft genommen wurde. Wenn sich der Verdacht bewahrheitet, wird der Soldat zweifellos streng bestraft werden, denn der Oberst Ignacio Pessoa läßt bekanntlich nicht mit sich spassen. Unseres Erachtens müßte aber vor allen auch der Polizeikommissar bestraft werden, der die Razzia leitete, denn es ist doch klar, daß die Agenten und Soldaten nicht geschossen hätten ohne den Befehl oder mindestens ohne die Zustimmung des Kommissars. Aber Herr Belisario Tavora hat es mit den Strafen nicht so eilig, wie der Brigadekommandeur, besonders dann nicht, wenn der Schuldige einer Bruderschaft angehört.

Jundiahy

Unsere geschätzten Lesern zur gefl. Kenntnis, dass

Herr Carl Rojek

Rua Prudente de Moraes 52, die Agentur unseres Blattes übernommen hat und bitten wir, Zahlungen etc. an obengenannten Herrn leisten zu wollen.

Der Verlag der Deutschen Zeitung.

Die brasilianische Zuckerproduktion.

Zu unseren wichtigsten Produkten, jenen, die als die Quellen des Nationalreichtums bezeichnet werden, gehört neben dem Kaffee, dem Gummi, der Baumwolle, dem Kakao, dem Tabak, dem Mate und den Häuten und Fellen auch der Zucker. Er ist das neunite unserer „Standard“-Produkte. Trotzdem wissen wir nicht genau, oder auch nur annähernd genau, wieviel Zucker Brasilien produziert. Es ist das ein Mangel, für den man nicht die offiziellen Statistiker verantwortlich machen kann, sondern der auf die lückenhaften und fehlerhaften Organisation der Erhebungen an den Produktionsstellen zurückzuführen ist. Diese aber liegt nicht den Bundesbehörden ob, sondern teils den Einzelstaaten, teils den Municipien, auf deren guten Willen das Statistische Amt völlig angewiesen ist. Und wie es um diesen guten Willen manehmal bestellt ist, das ist ja bekannt. Die Quantitäten, die ausgeführt werden, sei es nach dem Auslande, sei es nach anderen Staaten der Union, sind allerdings festzustellen, weil sie durch die Zollämter müssen oder die Eisenbahnstationen passieren und weil zudem die meisten Staaten auch im Binnenverkehr dem einträglichen System der Exportsteuern huldigen, obwohl es innerhalb des Bereiches des Landes selbst verfassungswidrig ist. Aber die Produktion ist bekanntlich größer als die Ausfuhr, da ein Teil an Ort und Stelle konsumiert wird, und hier beginnt die Statistik fühlbar lückenhaft zu werden. Wir haben dabei nur die industrielle Produktion im Auge, die mit mehr oder minder vollkommenen maschinellen Einrichtungen für den Absatz produziert, nicht die der Zuckersiederei für den Hausbedarf, die im Innern noch vielfach üblich ist, namentlich in abgelegenen Bezirken, obwohl auch das Produkt dieser Hausindustrie in den lokalen Handel gelangt. Der Umfang der hausgewerblichen Zuckerproduktion ist sicherlich nicht ganz unbedeutend, läßt sich aber auch nicht annähernd schätzungsweise feststellen.

Auch die Zahl der Zuckerfabriken ist nicht genau bekannt. Die letzte zuverlässige Gesamtaufstellung stammt aus dem Jahre 1907 und ist dem Centro Industrial do Brasil zu verdanken. Es gab in jenem Jahre 199 Fabriken mit einem Kapital von 74.061:5998 und einem Produktionswert von . . . 67.257:3688. Sie beschäftigten 13.136 Arbeiter und hatten 28.671 Pferdekräfte zur Verfügung, von denen 11.080 durch Dampf und 11.591 durch Wasserkraft erzeugt wurden. Die Fabriken verteilten sich folgendermaßen auf die einzelnen Staaten: Alagoas 6, Bahia 7, Goyaz 12, Maranhão 3, Matto Grosso 5, Minas Geraes 3, Parahyba 5, Pernambuco 46, Piahy 1, Rio Grande do Norte 4, Rio de Janeiro 31, Santa Catharina 2, São Paulo 12, Sergipe 62.

Wie wenig diese Zahlen aber heute noch gültig sind, erweist der Umstand, daß z. B. Bahia im Jahre 1912 die Produktionsresultate von 21 Fabriken bekanntgab, also von dreimal sovielen, als 1907 gezählt wurden. Jedoch die Zahl der wirklich bedeutenden Fabriken ist doch nur wenig gestiegen. Wie klein die Fabrikbetriebe teilweise sind, mag man daraus entnehmen, daß z. B. Sergipe 1912 nur das Doppelte produzierte wie São Paulo, obwohl es die fünffache Menge von Fabriken hat. Erwähnt werden muß noch, daß seit 1907 auch Espírito Santo in die Reihe der in industrieller Weise Zucker produzierenden Staaten eingetreten ist.

Die offizielle Schätzung der Produktion der einzelnen Zuckerstaaten ergibt sich aus der nachstehenden Tabelle, in der die Produktionszahl in Säcken zu 60 Kilos und in Tonnen, sowie die prozentuale

Beteiligung der Staaten an der Gesamterzeugung enthalten ist.

Staat	Sack zu 60 kg	Tonnen	Anteil in Prozenten
Alagoas	800.000	18.000	16
Bahia	450.000	27.000	9
Maranhão	50.000	3.100	1
Minas Geraes	35.000	2.100	1,7
Parahyba	200.000	12.000	4
Rio Grande do Norte	60.000	3.600	1,5
Rio de Janeiro	400.000	21.000	8
Santa Catharina	5.000	300	0,1
São Paulo	100.000	24.000	8
Sergipe	800.000	48.000	16
Total	5.000.000	300.000	

In dieser offiziellen Produktionsliste fehlen drei von den 1907 als zuckerindustriell angegebenen Staaten (Goyaz, Matto Grosso und Piahy), sowie Espírito Santo, dessen Produktion von anderer Seite auf 5000 Sack geschätzt wird, also ebenso wie die von Santa Catharina. Die von der Maklervereinigung von Rio de Janeiro auf Grund ihrer Informationen gegebenen Produktionsziffern weichen von den offiziellen Schätzungen nicht unerheblich ab. Danach produzierte der Staat Rio de Janeiro nicht 400.000, sondern 666.117 Sack, Bahia nicht 450.000, sondern nur 316.992 Sack, Pernambuco nicht 1.800.000, sondern nur 1.700.000 Sack. Auch soweit die Maklervereinigung ihre Zahlen auf Schätzungen basiert, kommt sie zu wesentlich anderen Resultaten. Man vergleiche:

Staat	Offiziell Sack	Makler Sack
Alagoas	800.000	700.000
Bahia	450.000	316.000
Maranhão	50.000	80.000
Parahyba	200.000	100.000
Pernambuco	1.800.000	1.700.000
Rio Grande do Norte	60.000	300.000
Rio de Janeiro	400.000	666.117
Sergipe	800.000	400.000

Die offizielle Statistik kommt somit für diese 8 Staaten zu einer Produktion von 4.560.000 Sack, die Maklerkammer nur von 4.263.109 Sack. Für Minas Geraes, Santa Catharina und São Paulo geben die Makler keine Zahlen, dafür allerdings 10.000 Sack für Piahy und 5000 Sack für Espírito Santo, die in der offiziellen Aufstellung fehlen. Jedenfalls beweisen alle diese Differenzen zur Genüge, daß unsere Produktionsstatistik bis auf weiteres nichts weniger als exakt ist. Das ist nicht nur im Interesse der Wirtschaftswissenschaft zu bedauern, sondern auch vom Standpunkt des Wirtschafts- und des Finanzpolitikers. Aber es geht ja leider nicht nur mit der Zuckerproduktion so!

Exakter sind, wie gesagt, die Angaben über die Ausfuhr. Im Jahre 1912 ist die Ausfuhr erheblich zurückgegangen, denn sie betrug in den ersten 11 Monaten nur 1.648.737 Kilo im Werte von 804:4268, gegen 27.936.646 Kilo im Werte von 4.686:3328 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Das ist eine Verminderung im Gewicht um 23.287.909 Kilo und im Werte von 3.881:9068. Zurückzuführen ist diese Abnahme der Ausfuhr teils auf die Verringerung der Produktion (in Bahia z. B. wurden in der Kampagne 1910-11 392.493 Sack erzeugt, in der Kampagne 1911-12 aber nur 316.992 Sack) und die gesteigerten Ansprüche des Inlandmarktes, teils aber auch auf die ungünstige Lage des Weltmarktes. Verschiedene der wichtigsten Produktionsländer von Rübenzucker, unter ihnen Deutschland, hatten 1912 eine außerordentlich günstige Ernte zu verzeichnen. Aber auch im Gebiet des Rohrzuckers sind stellenweise solche Ernten zu verzeichnen, z. B. in Cuba.

wo ein Teil der Fabriken auf die Herstellung von Zucker verzichtet hat, weil die Preise ihnen sicheren Verlust gebracht hätten. Der Weltmarktpreis aninierte also nicht zur Ausfuhr. Ueberhaupt ist unsere Zuckerausfuhr, die in der Kolonialzeit und unter dem Kaiserreich die wichtigste landwirtschaftliche Ausfuhr Brasiliens war, rapide zurückgegangen. Das zeigt nachstehende Tabelle, die von 1839 bis 1884 den Durchschnitt der ersten fünf Jahre des jeweiligen Jahrzehnts und dann die Ausfuhr einzelner Jahre angibt.

Jahr	Ausfuhr kg	Wert
1839-40—1843-44	82.296.038	10.293:000\$
1849-50—1853-54	127.086.633	15.655:424\$
1859-60—1863-64	110.093.099	17.561:266\$
1869-70—1873-74	155.623.968	24.165:820\$
1879-80—1883-84	226.503.055	31.215:363\$
1903—1907	33.060.641	4.697:701\$
1908	31.577.394	4.884:461\$
1909	70.207.784	10.707:234\$
1911 (11 Monate)	27.936.646	4.686:332\$
1912 (11 Monate)	4.648.737	804:426\$

Wir können eben heute mit unserem Produkt nicht mehr in dem Maße auf dem Weltmarkte konkurrieren, wie früher. Unsere Arbeitskräfte sind nicht mehr so billig wie in der Sklavenzeit, daß sie die Rückständigkeit unserer Methoden, sowohl des Anbanes als der Fabrikation, ausgleichen könnten. Wir besitzen nicht ein halbes Dutzend wirklich moderner Fabriken, die technisch wie wirtschaftlich so arbeiten, daß sie in Baissezeiten ein erstklassiges Produkt zu einem Preise auf den Weltmarkt bringen können, der dort annehmbar ist und ihnen noch einen genügenden Gewinn läßt. Und unsere Anbaumethoden sind fast durchweg noch überaus rückständig. Landwirtschaftlich wie industriell also ist sehr viel zu tun, wenn die Ausfuhr wieder auf die alte Höhe gebracht werden soll. Wie aber soll die entsprechende Wirtschaftspolitik eingeleitet werden, solange wir kein zuverlässiges Bild der Produktion besitzen?

Aus aller Welt.

Die Geschäftsergebnisse der Berliner Banken im Jahre 1912. Die Schätzungen über die in diesem Jahre von den Berliner Großbanken zu erwartenden Dividenden halten sich mit einer einzigen Ausnahme sämtlich auf der Höhe des Vorjahres. Wäre nicht am 30. September die Balkankrise mit ihrer panikartigen Einwirkung dazwischen gekommen, so wäre ein außerordentlich hoher Gewinn aus den Effekten und den Konsortialbeteiligungen zu verzeichnen gewesen. Der Krieg hatte aber einen so erheblichen Rückgang der Kurse zur Folge, daß in dieser Beziehung eher mit Verlusten zu rechnen sein wird. Es ist aber ein erfreuliches Zeichen der wirtschaftlichen Erstarkung Deutschlands, daß die außerordentliche Verknappung des Geldmarktes im letzten Quartal von Industrie und Handel so gut ertragen worden sind. Das erklärt sich aus dem stetigen Aufschwung, den das Wirtschaftsleben in den ersten 9 Monaten vorigen Jahres zu verzeichnen hatte. Die Roheisenproduktion Deutschlands zeigte Rekordziffern und stieg bis zum Oktober von Monat zu Monat. Der Export zeigte einen neuen Aufschwung und gab auch der Seeschifffahrt lohnende Beschäftigung. Die Frachteinahmen der Eisenbahnen waren wieder für die Monate Januar bis Oktober um 8 Proz. höher als in der gleichen Periode des Vorjahres. Dementsprechend war auch das reguläre Bankgeschäft in den ersten neun Monaten des Jahres ungewöhnlich loh-

nend, wie unter anderem die Steigerung der Stempel-einnahmen und die Zahl der Emissionsstatistik beweisen. Diesen glücklichen Entwicklungsmomenten steht aber gegenüber, daß im letzten Vierteljahr aus politischen Gründen das Geschäft stark eingeschränkt wurde und mancherlei Debitorenverluste in Abzug zu bringen sind. Das Haupterfordernis der durch den Krieg herbeigeführten Situation war die Sicherung unbedingter Liquidität; alle anderen Rücksichten mußten dahinter zurückstehen. Die Deutsche Bank konnte den Erfolg ihrer Politik konstatieren, ihre Filialen und Geschäftsfreunde in der Provinz in finanzieller Hinsicht zu größerer Selbständigkeit zu erziehen. Ihre Emissionen fest verzinslicher Werte sowie ihre industriellen Aktiengeschäfte ergaben ein sehr günstiges Resultat. Auch ihre ausländischen Niederlassungen und überseeischen Beziehungen entwickelten sich befriedigend. Durch frühzeitige Reduktionen der Geschäfte ihrer Filiale in Konstantinopel und durch große Reserven zur Deckung möglicher Kurseinbußen in anatolischen Beständen konnte eine nachteilige Beeinflussung des Geschäftsergebnisses verhindert werden. Es wird also wieder wie im Vorjahre eine Dividende von 12½ Proz. in Aussicht genommen. Auch die Diskonto-Gesellschaft hat eine sehr bedeutende Beteiligung an kommerziellen Interessen in den Balkanländern. Sie kann aber konstatieren, daß in Rumänien bis zum Kriegsausbruch das Geschäft glänzend war und daß auch in Sofia bis zum Eintritt des Landesmoratoriums ein Aufschwung zu verzeichnen war. Die Dresdener Bank hat bis jetzt durch ihre Verbindung mit der Orientbahn keine direkten Verluste infolge der Kriegswirren zu verzeichnen, selbst nicht in Konstantinopel und Adrianopel. In Aegypten hat sie eine den unsicheren Verhältnissen entsprechende Vorsicht walten lassen. Auch von der großen Defraudation eines Kassenboten ist die Hälfte gerettet worden. Auch sie wird ihre Dividende auf der Höhe des Vorjahres halten können. Die übrigen Berliner Großbanken sind von den Balkanwirren minder betroffen worden und haben aus dem industriellen Aufschwunge in den ersten neun Monaten so großen Vorteil gezogen, daß ohne die Erschütterung der Kriegperiode eine Steigerung der Dividende zu erwarten gewesen wäre.

Eine Liebestragödie in Budapest. Vor kurzem jagte sich die Gattin des Budapester Fabrikanten Bela Groß, eine junge, blühend schöne Dame, eine Kugel in die Brust. Trotz sofort vorgenommener Operation starb die bedauernswerte Dame nach 21 Stunden. Zur selben Zeit gaben die Blätter Nachricht von dem Selbstmord des Beamten der Agrar- und Rentenbank Andreas Földiak, der während eines Gesangvortrages des Opersängers Jadlowker im Leopoldstädter Kasino sich erschöß. Kurz darauf wurde bekannt, daß zwischen den beiden Selbstmördern ein Zusammenhang bestehe. Die Dame beging den Selbstmord nach einer heftigen Szene, die ihr Gatte wegen ihres Verhältnisses mit dem Bankbeamten gemacht hatte. Als Földiak von dem Selbstmordversuch der Geliebten Kenntnis erhielt, beschloß er, auch seinem Leben ein Ende zu machen. Die Liebestragödie, die in Budapest großes Aufsehen erregt hatte, erhielt kürzlich eine Fortsetzung, die ihr geradezu den Charakter eines Schauerdramas gibt. Bei der Budapester Oberstadthauptmannschaft erschien nämlich der Beamte Moritz Schlanger und teilte mit, daß sein Neffe, der 21jährige Handlungsgelhilfe Bela Neuberg, sich nach Wien begeben habe, um sich zu töten. In dem Schreiben, mit welchem er diese Absicht kundgab, teilte Neuberg mit, er habe in dem Kurzwarengeschäft, in dem er angestellt gewesen sei, ein telephonisches Gespräch belauscht,

das eine Besucherin des Geschäfts, die Fabrikantengattin Groß, mit dem Bankbeamten Andreas Földiak geführt hatte. Da er aus dem Gespräch entnommen habe, daß zwischen den beiden ein Liebesverhältnis bestehe, habe er in seiner finanziellen Bedrängnis beschlossen, dieses Geheimnis zu verwerthen. Zu diesem Zwecke sei er in der Wohnung des Fabrikanten Groß erschienen und habe diesem gegen eine Entlohnung von 50 K. das Geheimnis verraten. Der Doppelselbstmord des Liebespaares, den seine Tat zur Folge gehabt, sei ihm so zu Herzen gegangen und habe ihm solche Seelenqualen verursacht, daß er nicht mehr weiter leben wolle. Die Budapester Oberstadthauptmannschaft verständigte sofort die Wiener Polizeidirektion von dem Wiener Aufenthalt Neubergs und dessen Absicht und ersuchte den Selbstmord des jungen Mannes, wenn möglich, zu verhindern.

Deutscher Gelehrter gestorben. In Chicago ist im Alter von 67 Jahren Professor George Theodor Lippold einem längeren Leiden erlegen. Der Verstorbene war in Neuenberg, Deutschland, geboren, und studierte an der Universität Heidelberg. Später widmete er sich dem Studium von Sanskrit und Germanischer Philologie an der Universität Harvard. Er wurde Lehrer des Deutschen und Gotischen, und hielt Vorlesungen über deutsche Literatur an den Universitäten Harvard, John Hopkins und Boston, war auch viele Jahre als Professor für moderne Sprachen am „Institute of Technology“ in Massachusetts tätig. Dippolds Uebersetzungen von Geibels „Brunhilde“ und Richard Wagners „Der Ring der Nibelungen“ gelten als meisterhaft, ebenso wird eine von ihm herausgegebene deutsche Grammatik in höheren Lehranstalten viel benutzt.

Die dritte Million der Rosegger-Schulspende. Die vor vier Jahren unter dem Leitwort „Zweitausend—zwei Millionen!“ von dem steiermärkischen Dichter P. K. Rosegger angeregte Schulstiftung, die nach Erreichung der zweiten Million Kronen im vorigen Jahre in die Verwaltung der Hauptleitung des „Deutschen Schulvereins“ Wien überging, ist nun nicht mehr weit von der 3. Million entfernt. Schon vor mehr als Monatsfrist hatten die Sammlungen 2.930.000 Kronen erreicht und es ist begründete Aussicht vorhanden, daß die noch fehlenden Bausteine möglicherweise schon gezeichnet worden sind. Die Rührigkeit der nationalen Gegner möge den vermögenden deutschen Volksgenossen ein Ansporn sein, das Ziel erreichen zu helfen. Viel Ehre, aber auch viel Anfeindungen hat der Aufruf zu dieser Millionen-Sammlung für das deutsche Schulwesen an den Sprachgrenzen insbesondere dem gemütvollen Volksdichter Rosegger eingebracht.

Die Auswanderung über Triest. Mit der Austro-Americana sind im Monate Oktober v. J. von Triest nach Nordamerika 1161, nach Südamerika 874, zusammen 2035 Auswanderer gegenüber 1004, beziehungsweise 1585, zusammen 2589 Auswanderer im Monate Oktober 1911 abgereist. Vom 1. Januar bis 31. Oktober 1912 beliefen sich die Beförderungen auf 11.139 nach Nordamerika, 9471 nach Südamerika, zusammen 20.610 Auswanderer gegenüber 6155, beziehungsweise 7.342, zusammen 13.497 Auswanderer in derselben Zeit des Jahres 1911. Es ergibt sich somit in den ersten zehn Monaten 1912 im Vergleiche zu derselben Zeitperiode des Jahres 1911 eine Zunahme von 7113 Auswanderern.

Die europäischen Heere. Im gegenwärtigen Augenblick ist vielleicht eine Zusammenstellung der Stärke der europäischen Heere im Frieden und im Kriege von besonderem Interesse. Deutschland:

546.300 Mann einschließlich der Einjährig-Freiwilligen, die sonst im Standes-Ausweis nicht eingerechnet werden. Im Kriege stellt Deutschland einschließlich Landwehr und Ersatz-Reserve rund 5 Millionen auf, ohne Landsturm. Frankreich: Im Frieden 598.000 Mann auf dem Papier, in Wahrheit sind es gut 10 Prozent weniger. Die Kriegsstärke der Franzosen wird auf 4½ Millionen angenommen. Rußland: Im Frieden 1.420.000 Mann, im Kriege ca. 3.500.000 Mann. England: Im Frieden 435.000 Mann, im Kriege 950.000 Mann einschließlich Territorial-Armee und Freiwillige, die nicht für voll zu rechnen sind. Oesterreich-Ungarn: Im Frieden 395.000 Mann, im Kriege 2.260.000 nur vollständig ausgebildete Soldaten. Italien: Im Frieden 294.000 Mann, im Kriege 3.600.000 Mann, die Reserven sind nicht alle ausgebildet. Türkei: Im Frieden 235.000 Mann auf dem Papier, im Kriege 1.800.000, darunter kaum ausgebildete Landwehr. Die Kriegsstärken können auch von der deutschen Armee nicht angegeben werden, da die im Mobilmachungsfalle aufzustellenden Reserven geheim gehalten werden.

Das Ergebnis der Auktion Orth. Die sieben-tägige Versteigerung des Nachlasses von Johann Orth erreichte, wie aus Berlin berichtet wird, ihr Ende. Der Erlös beläuft sich auf etwa 640.000 Mark. Die gleichzeitig abgehaltene Auktion der Sammlung Schloß Valkenhayn hatte einen Ertrag von 280.000 Mark. Einzelne Stücke der Waffensammlung Orths brachten recht ansehnliche Preise und fanden interessante Käufer. So erwarb der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand für 2800 Mk. einen ganzen, geschwärtzen Feldharnisch (Oesterreich, 16. Jahrhundert) und für 950 Mark einen blanken Feldharnisch deutschen Ursprungs aus derselben Zeit. Andere Harnische brachten annähernd so hohe Preise. Das Heeresmuseum zu Wien erstand für 1600 bzw. 1000 Mark zwei österreichische Regimentsfahnen, für 490 Mark einen Regimentsbrief, und schließlich brachte Orths Artilleriesäbel 6000 Mark. Im Februar gelangen noch des Erzherzogs Handzeichnungen, Briefe, Schriften, Uniformen u. a. m. zur Versteigerung.

Der Mont-Valérien als Volkspark. Aus Paris wird berichtet: Im Zusammenhang mit der Schleifung der alten Festungswerke von Paris ist nun der Plan aufgetaucht, den berühmten Mont-Valérien, dessen Name von der Belagerung von Paris her auch uns Deutschen so vertraut geworden ist, zu einer Art Volkspark umzuwandeln. Man will die Werke dieses Forts, das einst als ein Musterbeispiel vorbildlicher Festungsbaukunst galt, dem Publikum öffnen. Das Fort selbst besitzt in seinem Innern noch ein interessantes altes Gebäude, das einst in neugriechischem Stile aufgeführt wurde, schöne Kolonnaden besitzt und mit Basreliefs geschmückt ist. Einst war dieser Bau die Kapelle der Trappisten, die als die „Eremiten vom Mont-Valérien“ bekannt waren. Innerhalb der Befestigungszone liegt auch ein entzückender alter Kirchhof mit malerischem Pflanzenschmuck. Der Hauptgrund aber, der für die Oeffnung dieses bisher streng abgeschlossenen Teiles der Pariser „Baulieure“ geltend gemacht wird, ist die unvergleichlich schöne Aussicht, die man von der großen Terrasse vor der alten Trappistenkapelle genießt. Hier breitet sich vor dem entzückenden Blick des Beschauers ein wundervolles Panorama aus und man rechnet damit, daß nach der Umgestaltung zu einem Volkspark dieser Aussichtspunkt eine Lieblingsstätte der Pariser werden wird.

Stapellauf eines „Sierra“-Dampfers des Norddeutschen Lloyd. Im Oktober ist der im Auftrage des Norddeutschen Lloyd vom Bre-

Der Vulkan in Bremen-Vegesack gebaute Dampfer „Sierra Ventana“ glücklich vom Stapel gelassen. Im ganzen gehören dieser Klasse vier Dampfer an, die sämtlich für den Südamerikadienst bestimmt sind. Dem Taufakt, dem außer den Herren vom Bremer Vulkan die Direktoren des Norddeutschen Lloyd, Herr Direktor Walter, Direktor Freiherr v. Plettenberg, Herr Direktor Föhr und der Vertreter des Norddeutschen Lloyd in Rio de Janeiro, Herr Kommerzienrat Stoltz, beiwohnten, vollzog Frau Direktor Föhr mit den Worten:

Brasilien zu, voll Wundern der Natur,
Nach Argentinien's neu sich formender Kultur

Führt dich dein Kiel.

Zieh kühl hinaus zu jenen Südgastaden,

Mit Gästen und mit Gütern reich beladen

Komm froh ans Ziel.

Der Werft mach' Ehre, die so kühl dich baut',

Bring Glück dem Lloyd, der viel dir anvertraut,

Und dien' dem Vaterland!

Im Norden und Süden sei bald wohlbekannt

Als glücklich Schiff vom schönen Weserstrand!

— „Sierra Ventana“ sei genannt!

Tragisches Ende des Leiters der „Hamburger Sänger“. Wilhelm Wolff, der in Pawkow wohnhafte Leiter der „Hamburger Sänger“, einer in der Reichshauptstadt sehr bekannten und beliebten Konzertgesellschaft, hat, durch die Not zur Verzweiflung getrieben, Hand an sich gelegt. Auf einer Rohrpostkarte vom 6. Dezember schreibt Wolff: „Seit vorigem Winter anhaltender schlechter Geschäftsgang, durch die Konkurrenz des Kinos usw., hat mich vollständig ruiniert. Bis gestern (5. Dezember) habe ich gespielt und meine Herren bezahlt; nun besitze ich nichts mehr und keine Aussicht auf Besserung. Ich habe über 400 Humoresken geschrieben, darunter: „Ist denn kein Stuhl da für meine Hulda?“ usw. Nun folgt das furchterliche Truerspiel! Mein armes Weib und Kind! Vorstehendes zur Information. Hochachtungsvoll Wilhelm Wolff, Direktor der „Hamburger Sänger.“ Ein Berliner Blatt, dem die Karte zuging, bemerkt dazu: Als wir uns nach Erhalt der erschütternden Karte nach Wolff erkundigten, war er schon nicht mehr. Er war im Kampf mit dem Leben unterlegen und hatte sich auf dem Treppenflur des Hauses Möckernstraße 108/109 eine Kugel in den Kopf gefügt. Wolff hatte noch im September im Restaurant zum Holjäger mit seiner Truppe gespielt und dort große Erfolge erzielt. Nachher verließ ihn sein Glück. Sonntags spielte er noch regelmäßig im Moabiter Gesellschaftshaus, an den Wochentagen in den Vororten. Er arbeitete aber in der letzten Zeit nur noch mit Unterbilanz und wurde durch schlechten Geschäftsgang allmählich so nervös, daß seine Bekannten den früher so fröhlichen Mann kaum wiedererkannten. So mußte er, der gemeinsam mit seiner wackeren Truppe so vielen Zuhörern Stunden heiteren Frohsims bereitet, selbst verzagen, bis er schließlich keinen anderen Ausweg mehr sah, als verzweifelt die Bürde des Daseins von sich zu werfen.

Zehnvermählte Frachtdampfer. Aus London wird gemeldet: Große Aufregung herrscht in Schiffsfahrts- und Versicherungskreisen über die Verspätung von zehn transatlantischen Frachtdampfern, die Mitte Dezember in See gegangen sind und vermutlich starke Stürme passiert haben. Die Dampfer hatten je 32 bis 40 Mann Besatzung und Waren im Werte von zwei Millionen Kronen an Bord. Man hofft noch, daß sie nur verspätet sind, doch haben die Versicherungsgesellschaften Rückversicherungen abgeschlossen.

Die morgantatische Ehe des Großfür-

sten Michael. Der Bruder des Zaren, Großfürst Michael Alexander, der sich in der serbischen Kirche zu Wien mit der geschiedenen Frau des Rittmeisters v. Wulfert trauen ließ, soll, wie dem Tag aus St. Petersburg geschrieben wird, ohne Apanage oder Pension aus dem Dienst entlassen worden sein und siedelt nach Cannes über. Der mehlich geborene Sohn heißt Nikolai Michalowitsch Brasar, nach dem Gute des Großfürsten Brassewo. Den Grafentitel schlug der Zar dem Neffen schon vor Monaten ab. Der Großfürst, ein ausgezeichnete Reiteroffizier und prächtiger Kamerad, hat infolge der Affäre natürlich auch das Kommando über die russischen Gardereiter verloren.

Andrang zur Offizierslaufbahn. Der Andrang zur Offizierslaufbahn in Deutschland ist zurzeit ein außerordentlich starker. Sämtliche Kadettenkorps, sowohl die Vorkorps wie die Hauptkadettenanstalt, sind dicht besetzt. In sächsischen Kadettenkorps sind 16 neue Stellen für Zöglinge vorgesehen. Die Zahl der Fahnriche ist derart angewachsen, daß eine dichte Belegung der Kriegsschulen notwendig ist, da der vorhandene Platz für die Kriegsschüler kaum ausreicht. Dementsprechend ist zu erwarten, daß der Andrang, der wohl im wesentlichen auf die günstigen Wirkungen des neuen Besoldungsgesetzes zurückzuführen ist, bald dazu führen wird, daß sich die Offiziersstellen wiederum nach Aufstellung der Neuformationen wesentlich vermindern werden.

Eine Frau als Richter. Eine bedeutungsvolle Errungenschaft der Frauenbewegung wird aus Australien gemeldet: Dort wurde eine Juristin, Miß Isaacs, von der Regierung als wohlbestallte Richterin an den Berufsgerichtshof von Melbourne berufen. Es ist das erstmal, daß eine Frau in Australien eine Staatsstellung erhält. Miß Isaacs ist die Tochter eines höheren Beamten am Berufungsgericht; ihr Vater war in früheren Jahren einmal australischer Justizminister.

Buntes Allerlei.

Brautwahl für den Prinzen von Wales. Dem Pariser „Journal“ bereitet die Zukunft des Prinzen von Wales große Sorge; es fragt sich bekümmert, wen der Erbe des britischen Königsthrones heiraten soll, und präsentiert ihm in uneigennützigster Menschenliebe vier junge Damen aus guter Familie zur Auswahl. „Der großjährig gewordene Prinz — schreibt das Boulevardblatt — wird bald bei den europäischen Höfen seine Antrittsvisite machen. Die erste Station dieser Brautschaureise soll Potsdam sein; hier wird der Prinz der Prinzessin Viktoria Luise, der einzigen Tochter Wilhelms II., einer angenehmen Jungfrau von zwanzig Jahren vorgestellt werden. In gutunterrichteten Kreisen behauptet man jedoch, daß die Prinzessin Viktoria Luise, wie alle verwöhnten und verhätschelten Kinder, ihren eigenen Willen hat und sich nicht herbeilassen würde, bei der Königin Mary die Rolle der gehorsamen Schwiegertochter zu spielen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Prinzessin Viktoria Luise reiten kann wie die Amazonen des Altertums, daß sie in ihrem Auftreten sich manchmal recht amerikanisch zeigt und daß es ihr niemals einfallen würde, ihre Zeit mit dem Besuch von Krankenhäusern, mit der Leitung von Wohltätigkeits-Bazaren und mit Sticken hinzubringen. Die zweite Anwärterin auf die Hand des jungen englischen Thronerben ist die Prinzessin Elisabeth von Rumänien, die schönste Prinzessin Europas, wie

Kenner von Frauenschönheit versichern. Mit der Schönheit ihrer Mutter vereint sie die Intelligenz ihrer Großtante Carmen Sylva, und die höchst seltenen Eigenschaften einer guten Hausfrau. Da sie im Jahre 1894 geboren ist, ist sie ungefähr ebenso alt wie der Prinz, und sie würde in Großbritannien, wo man den Zauber der Persönlichkeit und Hausfrauentugenden zu schätzen weiß, sicher eine sehr sympathische Aufnahme finden. Die älteste Tochter des italienischen Königspaares, Prinzessin Jolanda, hat das schöne, tieferündige Auge ihrer Mutter geerbt, sie könnte das Herz des Prinzen, der, was nicht vergessen werden darf, der Enkelsohn Eduards des Galanten ist, schon entflammen, aber sie ist leider elf Jahre alt, und bevor sie in heiratsfähigem Alter stehen wird, dürfte die Hand des Prinzen von Wales längst der goldene Ehering schmücken. Die größten Chancen, Königin von England zu werden, hat die älteste Tochter des Zaren, die 17 jährige Großfürstin Olga. Sie ist die Enkelin der Kaiserin Marie, die die Schwester der Königin Alexandra ist. Das englische und das russische Fürstenhaus sind also eng verwandt, und Leute, die es wissen können, erzählen, daß die Königinnen Mary und Alexandra in gleicher Weise erfreut und entzückt wären, wenn der junge Prinz die Tochter des Zaren heiratete. Die Großfürstin Olga wird als ein verständiges, sehr schlicht und einfach erzogenes Mädchen geschildert, und das gefällt den beiden Königinnen außerordentlich. Wenn man anderseits sieht, daß sowohl die russische wie die britische Regierung sich seit einiger Zeit die größte Mühe geben, internationale Fragen in durchaus versöhnlicher Weise zu regeln (was früher nicht immer der Fall war), kann man mit gutem Grund annehmen, daß die Großfürstin Olga eines Tages Königin von England werden wird.

Was ist der Krieg? Einige hunderttausend Menschen zusammenscharen, Tag und Nacht, ohne Rast, ohne Besinnen, ohne Studium, ohne Lektüre marschieren, keinen Menschen von Nutzen sein, im Schmutz verfaulen, nach Art der Tiere im Moraste sich wälzen, unausgesetzt blöd dahinleben, Städte auszurauben, Dörfer in Brand setzen, Völker zugrunde richten, beim Zusammentreffen mit einer anderen, ähnlichen Menschenfleischmasse auf diese losstürzen, das Blut in Bächen vergießen, die kotige, blutgetränkte Erde mit in Fetzen gehüllten, hin- und hergeworfenen menschlichen Körpern bedecken, Berge aus Leichen aufstürmen, deren Hände und Füße verstümmelt und deren Hirn verspritzt wurde, ohne daß es jemand genützt hätte; krepieren in irgendeinem gottverlassenen Winkel, während eure Eltern, eure Weiber und eure Kinder zu Hause Hungers sterben (das ist der Krieg! — Oder: in ein Land eindringen, den Mann, der sein Vaterland verteidigt, erwürgen, die Häuser der Armen und Verküppelten anzünden, Möbel zertrümmern, kleinere Sachen und Dinge stehlen, den Wein aus den Fässern in den Kellern saufen, den Rest auslaufen lassen, Gewalt an Frauen und Mädchen üben, denen sie auf der Straße begegnen, Millionenwerte vernichten, unmassensprechliches Elend und Cholera zurücklassen (das ist Krieg. Guy de Maupassant.

Menschliche Vervollkommnung. Wenn man über unser ganzes Sein nachdenkt, muß man sich sagen, daß der Weg, den die ganze Menschheit zurückgelegt hat, in einer gewissen Beziehung auch von jedem einzelnen Menschen zurückgelegt wird. Das Kind gleicht in seinen Trieben und Wünschen völlig dem Urmenschen. Erst die Erziehung ist es, die das Urmenschliche, dasjenige, was wir „wild“ nennen, allmählich von ihm abstreift. Dann kommt zur Geltung, was man als gute oder schlechte Er-

ziehung, ob sie nun aus Unwissenheit, Nachlässigkeit oder übermäßiger Verzärtelung kommt, läßt die meisten Triebe des unkultivierten Urmenschen emporkwachsen: ungezähmte Leidenschaften, heftige Gemütsbewegungen, ungehemmte Regungen augenblicklicher Impulse — alle die Eigenschaften, die verletzen, die überall anstoßen, die die Menschen, die mit ihnen behaftet sind, für das Leben fast ganz untauglich machen. Solche Leute bilden einen schroffen Gegensatz zu jenen Menschen, bei denen die bessere Erziehung alles Urmenschliche gedämpft und in die richtigen Wege geleitet hat. Die Erziehung aber ist nur eine Vorstufe, eine Anleitung zu dem Wege, den jener Mensch dann aus eigener Erkenntnis zurückzulegen hat. Denn immer sind die Triebe, Leidenschaften und Impulse wach, und immer steht man vor der schweren Aufgabe, diese Antriebe zu dämpfen, zu zähmen, nicht jeder Laune nachzugeben, nicht der Verführung, die immer lockt, und nicht der Schwäche, die uns immer wieder befällt. Wir haben die Pflicht, unseren Willen zu stärken, den Willen zur Selbstbeherrschung, zum Gebrauch unserer geistigen Kräfte und zur Tat, die uns im Leben vorwärts bringt.

Das gebrochene Herz. In einer amerikanischen Zeitung finden wir eine Notiz folgenden Inhaltes: Ein junges Mädchen verklagte vor dem Chicagoer Gericht ihren Ex-Bräutigam auf Nicht-einhaltung des Heiratsversprechens. Sie verlangte Schadenersatz und gab als moderne, praktische Dame eine ganz genaue Aufstellung des Schadens an, den sie erlitten hatte. Als legitim kann wohl ihre Forderung betrachtet werden, die Zurückerstattung der für den Trousseau verauslagten 875 Dollars verlangt. Aber träumerisch blickte die Jury auf den Paragraphen der „Rechnung“, in dem die junge Miß „50“ Dollars für ihr „gebrochenes“ Herz forderte. Auf Befragen erklärte die Dame, daß ihr Herz schon einmal gebrochen worden war, sonst würde sie es teurer eingeschätzt haben. Aber ihrer Meinung nach sei es gerecht, einen Unterschied zwischen einem nie verwundeten und einem schon gesprungenen Herzen zu machen.

Zola als Prophet der Luftschiffahrt. Der zehnjährige Todestag Emil Zolas ist neulich von seinen literarischen Verehrern und einer kleinen Gruppe von Politikern, die sich offen als Dreyfusards bekennen, in Médan still gefeiert worden. Bei diesem Anlaß darf vielleicht auf eine wahrscheinlich wenig beachtete Stelle seiner Werke hingewiesen werden, die im Jahre seines Todes noch wie eine utopistische Prophezeiung klang, heute aber zum großen Teil Wirklichkeit geworden ist: die genaue Erkenntnis der Grundlagen für die Möglichkeit der Luftschiffahrt. Was der leichte Motor dafür bedeuten würde, hat er lange vor dem Beginn des aviatischen Zeitalters an einem Ort ausgesprochen, da man dergleichen nicht vermuten würde: im letzten Roman der Dreistädtrilogie „Paris“. Der Roman ist im Jahre 1896 geschrieben worden. Dem Realisten, dessen Name für die Art seines Romans zum Schlagwort geworden ist, wurde immer wieder entgegengehalten, er sei mehr Denker als Poet, und wie er sich in jenem Jahre über die Bedeutung eines so prosaischen Dinges wie der Explosionsmotor ausspricht, das war kein Phantasiegebilde, wie es damals gedeutet wurde, sondern, wie wir heute sagen müssen, das Ereignis unerbittlich konsequenter Ueberlegung. Die Stelle findet sich im letzten Kapitel des genannten Buches, in dem die gesunde Werkätigkeit über das sterile Dogma hinweg zum menschlichen Lebensglück emporschreitet. Der gelehrte Chemiker Betheroy besucht Guillaume in dessen technischem Atelier. Zum ersten Mal setzt



einer der Söhne seinen neu erfundenen Motor in Gang, mit dessen Konstruktion er monatelang beschäftigt gewesen ist: „Es war ein Wunder an Leichtigkeit und Kraft, ein Nichts an Gewicht im Verhältnis zur gewaltigen Leistung, die er entwickelte. Sein Gang war von vollkommener Ruhe, geräusch- und geruchlos.“ — „Es ist ein Wunderwerk, das Sie geschaffen haben,“ ruft Bertheroy aus und prophezeit: „Seine Verwendung wird von unberechenbarer sozialer und menschlicher Bedeutung sein. Sicherlich, so lange wir auf den elektrischen Motor warten, den wir noch nicht haben, ist das ein Idealmotor, die mechanische Bewegung ist für alle Fahrzeuge gefunden, die Luftschiffahrt hinfort möglich, das Problem der Kraftaufspeicherung endgültig gelöst. Und welcher Riesenschritt, welcher ungestüme Fortschritt, die Distanzen noch mehr verringert, alle Wege geöffnet bis schließlich zur Verbrüderung der Menschheit! . . . Eine große Wohltat, ein herrliches Geschenk, meine lieben Freunde, ist es, was ihr der Welt zuteil werden laßt!“ — Der Idealmotor (sans odeur) — er ist auch heute noch nicht erreicht. Es gehörte diese Eigenschaft für den Dichter damals zum bloßen Geahnten wie die anderen Vorzüge der menschenbeglückenden Erfindung. Warum aber sollte die Technik auch diese letzte Forderung nicht zu erfüllen vermögen, nachdem sie im übrigen die Voraussage des Dichters (von der Fraternisierung der Menschheit freilich abgesehen) so glänzend bestätigt hat? Zola selbst hat die „unberechenbare soziale und menschliche Bedeutung“ nicht mehr erlebt; sein Tod ist der Lösung des Flugproblems vorangegangen.

Nachdenkliche Geschichten. Unter dieser Überschrift schreibt man aus Shanghai: In der Provinz Kuangtung hat jüngst ein Mann in mittleren Jahren ein 16-jähriges Mädchen als Frau heimgeführt. Nach dem herrschenden Brauch darf die junge Frau mehrere Wochen nach ihrem Dorf zurückkehren, um ihre Angehörigen zu besuchen. Dem Gatten fielen die allzuhäufigen Besuche seiner Frau auf und eines Tages folgte er ihr unbemerkt. Gegen Abend betrat er das Haus seiner Schwiegermutter und fand dort zu seiner Ueberraschung seine Gattin in zärtlicher Umarmung mit einem Vetter. Die Mutter nahm ihre Tochter noch in Schutz und begründete ihren Ehebruch damit, daß unter der Republik der freie Verkehr der Geschlechter gestattet sei. Diese Erklärung genügte aber dem betroffenen Gatten nicht. Er nahm die Frau mit nach Hause und sperrte sie mehrere Tage ein. Die Schwiegermutter legte sich in's Mittel und suchte den Gatten zu überreden, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, was ja in der „neuen Zeit“ ganz leicht zu bewerkstelligen wäre. Als dieser Vorschlag nichts fruchtete, nahm die Mutter ihre Tochter bei der Hand und wollte mit ihr davongehen. Da sprang der Gatte wütend auf und erstach seine Gattin vor den Augen ihrer Mutter. Der Fall kam vor Gericht, der Gatte erhielt für seine Tat eine Geldstrafe von etwa 10 Dollar, er darf für ein Jahr sein Heimatdorf nicht betreten. Ein anderer Vorfall ereignete sich in Shanghai: Ein junger Chinese, der westländische Kleidung trug, geriet mit seinem Vater in Streit, in dessen Verlauf der Sohn ausfällig wurde und den Vater mit einem Stock in's Gesicht schlug. Als der Vater seinen Sohn dafür züchtigen wollte, zog letzterer einen Revolver aus der Tasche. Zum Glück schritt rechtzeitig die Polizei ein, die größeres Unglück verhütete. Den Anlaß zum Streit soll die Aufforderung des Vaters gegeben haben, der Sohn solle sich seiner westländischen Kleidung entledigen und in der herkömmlichen Tracht den Ahnen die vorgeschriebenen Opfer darbringen.

Wenn man sich vor Augen hält, welche unverdaute Gedanken zur Zeit in das chinesische Volksleben eindringen, so vor allem durch die Lektüre aus dem Französischen übersetzter Schundromane, durch die Flugschriften der Frauenrechtlerinnen, und wenn man bedenkt, daß infolge der Abschaffung überlieferter Sittenlehren des Konfuzius dem Volk allmählich jeder moralische Halt geraubt wird, so wird man bei den vorstehenden Geschichten, denen sicher ähnliche in großer Zahl folgen werden, doch nachdenklich, ob die westliche Bildung den Chinesen nur Segen gebracht hat.

Lokomotivleistungen. Die ersten nach amerikanischen Vorbildern erbauten Lokomotivkolosse, bei denen bedeutende technische Vervollkommnungen zur Ausführung kamen, wurden in Deutschland von der Verwaltung der badischen Staats-eisenbahnen im August 1902 in Dienst gestellt (sog. Gattung 2 d). Die 2 d-Lokomotiven waren nach ihrer Bauart ausgesprochene Flachlandmaschinen und durchliefen von Anfang an die 258 bzw. 251 Kilometer lange Strecke Mannheim- bzw. Heidelberg-Basel ohne Wechsel. Das zu den Lokomotiven gehörige Personal wurde in Offenburg stationiert und die sogenannte Doppelbesetzung eingeführt, indem je zwei Personale, bestehend aus Führer und Heizer, einer Lokomotive zugeteilt wurden. Diese Dienstleistung, durch welche eine weitgehende Ausnützung der Maschine bewirkt wurde, war durch ihre besondere Bauart ermöglicht worden. Die Durchschnittsjahresleistung der Lokomotivgattung 2 d betrug 1909 insgesamt 118.355 Kilometer. Um welche Wege es sich dabei handelt, übersieht man am besten mit Heranziehung geeigneter Vergleichsgrößen. Als solche wollen wir, im Anschluß an einen interessanten Aufsatz in den „Technischen Monatsheften“ (Stuttgart), den Umfang eines Erdmeridians mit rund 40.000 Kilometern und den mittleren Abstand Erde-Mond mit rund 381.000 Kilometern zugrunde legen. Die Durchschnittsleistung von 120.000 Kilometern kommt sonach etwa dem Dreifachen, die Höchstleistung von über 150.000 Kilometern sogar fast dem Vierfachen der Länge des Erdmeridians gleich. Letztere Lokomotive hat also in einem Jahr ungefähr zwei Fünftel der Entfernung des Mondes von der Erde zurückgelegt. Sie wäre 1905 auf dem Mond eingetroffen, hätte Ende 1907 bereits auf unserem Planeten zurück sein können, und heute würde auch die zweite Mondreise dieser Lokomotive bereits ihrem Ende zugehen.

Das Sonnenlicht in der Heilkunde. Daß die Sonne, der Urquell alles Lebens auf der Erde, nicht nur zum Gedeihen des gesunden menschlichen Organismus unerläßlich ist, sondern auch bei mancherlei Krankheitszuständen einen äußerst wirksamen Heilfaktor darstellt, war schon den Völkern des Altertums bekannt. Herodot berichtet, daß die alten Ägypter bei Leiden der verschiedensten Art in Sandgruben, in denen sie sich von den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne beschienen ließen, Linderung suchten; und wie beliebt bei den Griechen und Römern die Sonnenbäder waren, davon zeugen die Schriften ihrer berühmten Aerzte, besonders die des Hippokrates, des Celsus und des Galenus. Natürlich gründete sich die Anwendung des Sonnenlichts einzig und allein auf die Erfahrung; bei dem damaligen Stande der naturwissenschaftlichen Forschung war es aussichtslos, exakte Untersuchungen auf diesem Gebiete anzustellen. Der neuesten Zeit war es vorbehalten, die Heilwirkung des Lichts wissenschaftlich zu begründen, seine Leistungsfähigkeit durch klinische Beobachtungen und Experimente genauer zu umgrenzen und neue Wege zur Erweiterung seiner Anwendung zu finden. Diese Studien,

die in ihren Anfängen etwa ein Jahrhundert zurückreichen, haben uns über den Einfluß des Sonnenlichts auf den tierischen Organismus reiche Aufklärung gebracht und letzten Endes den Erfolg gehabt, daß wir jetzt nicht nur das Licht in seiner Gesamtheit, sondern auch jede einzelne der drei in ihm enthaltenen Kräfte — die wärmebildenden, die lichtbildenden und die chemische — gesondert in der Heilkunde verwerten. Die ersten Tierexperimente, aus denen sich die lebensfördernden Eigenschaften des Sonnenlichts mit aller Klarheit ergeben, verdanken wir dem französischen Arzt Edwards. Dieser zeigte, daß Frösche und Kaulquappen sich um so besser entwickeln, je mehr sie dem Licht ausgesetzt werden, und daß im Dunkeln aufwachsende Tiere in auffälliger Weise verkümmern. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangte der berühmte Moleschott. Er fand, daß bei Fröschen durch den Einfluß des Sonnenlichts nicht nur der Gasstoffwechsel, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Muskeln und der Nerven ganz erheblich gefördert wird. Die Wirkung intensiver Sonnenstrahlung auf den Menschen ist wenigstens zum Teil aus der täglichen Erfahrung allbekannt. Ein jeder weiß, wie durch die Strahlen eine beträchtliche Menge von Schlacken und direkt schädlichen Substanzen als Schweiß aus dem Körper heransbefördert werden, und wie andererseits die chemischen Kräfte des Sonnenlichts auf der Haut eine mit Pigmentierung einhergehende Entzündung bewirken, die dem Laien oft als sicheres Zeichen der Gesundheit und der Abhärtung imponiert. Wer einmal im Hochgebirge eine längere Gletscherwanderung oder dergleichen ohne die üblichen Vorsichtsmaßregeln unternommen hat, wird am eigenen Leibe gespürt haben, daß diese Hautreizung mitunter unangenehme Formen annehmen kann; der „Gletscherbrand“ unterscheidet sich kaum wesentlich von einer gewöhnlichen oberflächlichen Verbrennung der Haut. Wie es scheint, einflußt die mehr oder minder lange Bestrahlung auch die Blutbildung beim Menschen nicht unerheblich. Wie im sonnbeschienenen Hochgebirge die Zahl der Blutkörperchen regelmäßig schon nach kurzem Aufenthalt zunimmt, so berichten umgekehrt Polarforscher, daß bei den Expeditionsmitgliedern wie auch bei den einheimischen Eskimos infolge der langen Polarnacht stets eine deutliche Blutarmut entwickelt. Ja sogar das Knochenwachstum wird durch das Sonnenlicht gefördert, und es ist kein Zufall, daß die in ewiger Dunkelheit lebenden Tiefseefische ein Knorpelskelett besitzen. Die größte praktische Bedeutung aber kommt ohne Zweifel der bakterientötenden Kraft des Sonnenlichts zu. Die meisten Kulturen von Kleinlebewesen werden schon sehr bald, nachdem sie der Sonne ausgesetzt worden sind, in ihrer Entwicklung gehemmt und sterben nach wenigen Stunden gänzlich ab; sogar in Schleim gehüllte Tuberkelbazillen verfallen diesem Schicksal. Es ist bemerkenswert, daß so durch exakte bakteriologische Versuche die Zweckmäßigkeit des alten Volksbrauchs, Betten und andere Wäschegegenstände zu sonnen, bestätigt wird. Nicht einmal eine Wasserschicht vermag diese Wirkung erheblich zu beeinträchtigen, und selbst in schmutzigem, für die Sonnenstrahlen wenig durchlässigem Wasser kann die Verminderung der Keime unter dem Einflusse des Lichtes noch mit Sicherheit nachgewiesen werden. So kann es nicht wundernehmen, daß das Sonnenlicht und andere starke Lichtquellen die Haut bis in eine beträchtliche Tiefe zu durchdringen imstande sind, eine Eigenschaft, die bekanntlich Finsen in genialster Weise zum Ausbau seiner besonders bei Lupus von keiner anderen Heilmethode erreichten Lichttherapie benutzt hat. Die

energische Wirkung des Lichts auf die sonst so hartnäckigen Lupusknoten beruht in erster Linie auf seinem Gehalt an violetten und ultravioletten Strahlen, die Finsen durch besondere Linsenkonstruktion auf einen Punkt zu sammeln verstanden hat. Durch den Reichtum an chemisch wirksamen Strahlen erklären sich auch, zum großen Teil wenigstens die Erfolge, die bei der Behandlung der Lungentuberkulose im Hochgebirge erzielt werden. Daß das Sonnenlicht die Tuberkelbazillen sogar im menschlichen Körper zu vernichten vermag, hat neuerdings Dr. Bernhard in St. Moritz an einer Anzahl von Kranken mit ausgesprochener Knochentuberkulose gezeigt. Wie er in seinem jüngst erschienenen Buche „Heliotherapie im Hochgebirge“ (Stuttgart, bei Ferdinand Enke) näher ausführt und durch Photogramme belegt, ist es ihm gelungen, einfach durch regelmäßige Bestrahlung des erkrankten Körperteils schwere tuberkulöse Leiden der Knochen und Gelenke, gegen die man bisher kein anderes Mittel als das Messer des Chirurgen kannte, zur völligen Ausheilung bringen, oft sogar ohne wesentliche Beeinträchtigung der Funktion des betreffenden Gliedes. Es ist bedauerlich, daß diese ansichtsreiche Erweiterung der Anwendung des Sonnenlichts in der Heilkunde aus äußeren Gründen, nämlich wegen der mit dem Aufenthalt im Hochgebirge verbundenen hohen Kosten einstweilen nur einem kleinen Kreis dieser unglücklichen Kranken zugänglich gemacht werden kann, zumal wenn man bedenkt, daß bisher alle Versuche, mit chemischen oder physikalischen Mitteln die Knochentuberkulose unter Schonung der Körpergewebe zu beseitigen, fehlgeschlagen sind.

Die Millionenstiftungen des Milliardärs. Ein amerikanischer Krösus, der vorläufig noch ungenannt bleiben will, trägt sich mit dem edlen Plane, als ein armer Mensch zu sterben. Das soll nun aber nicht heißen, daß er sein Geld unter die Menge verstreuen will — nein, er hat sich ein „höheres“ Ziel gesetzt: die Förderung der Wissenschaft. Für die Verwirklichung einer Reihe von Aufgaben, die er den Männern der Wissenschaft noch stellen will, hat er ganz bedeutende Geldsummen als Belohnung ausgesetzt. So spricht man z. B. jetzt schon von 4 Millionen Kronen als der Summe, die der einheimischen soll, dem die erste telephonische Verständigung mit den — Marsbewohnern gelingt. Man kann gespannt sein auf die anderen Probleme, für deren Lösung der Yankee Belohnungen aussetzen will.

Abergläubische Volksheilkunde. Vor kurzem tauchte in der vornehmen Gesellschaft Chicagos eine Mode auf, die bald zur Epidemie wurde; man hörte plötzlich auf, Bonbons, Schokolade und Süßigkeiten zu essen, und schluckte statt dessen Salz, gewöhnliches Kochsalz. Dies wurde als eine Art Salzkur getrieben, und — das Salz sollte plötzlich nicht nur alle Krankheiten heilen, sondern auch vorbeugend wirken. Ein französischer Arzt, Dr. Laumonnier, weist nun darauf hin, wie solche abergläubische Volksheilkunde sich viele Jahrhunderte hindurch hält, wenn auch nur in einzelnen, ganz entlegenen Orten, um auf rätselhafte Weise irgendwo anders plötzlich wieder aufzuleben. Gerade das Salz als Allheilmittel hat er selbst in seiner Heimat vor einiger Zeit kennen gelernt. Er brachte seine Ferien im Departement Ariège zu. Bei einer beschwerlichen Bergwanderung diente ihm ein älterer Mann als Führer, der erstaunlich rüstig war. Die Bergwanderung ermüdete ihn augenscheinlich gar nicht, außerdem sollte er unmittelbar an sie seinen Heimweg, fünf gute Meilen, zu Fuß anschließen. Doktor Laumonnier fragte nach seinem Alter. 76 Jahre, war die Antwort, und mit sichtlichem

Stolze fügte er hinzu, das sei noch gar nichts, sein Großvater sei 95 Jahre alt geworden, der Großvater seiner Frau über 100, und seine Mutter zähle gegenwärtig 98 Jahre! Dr. Laumonier wußte nun, daß gerade in dieser Gegend Frankreichs und im Ostpyrenäendepartement so alte Leute besonders zahlreich lebten und fragte den Mann, ob er eine Erklärung dafür habe, daß andere Bergbewohner nicht so alt würden. Die Antwort lautete: „Sie nehmen kein Salz.“ Die Erklärung dieser merkwürdigen Worte lautete: „Das ist bei uns ein Brauch. Jeden Morgen verschluckt man eine Fingerspitze voll Salz, die man bekreuzigt hat. Das verhindert den Magenkatarrh, die Hitzblattern, den Hexenschuß, den Kropf und die fallende Sucht, und ohne diese Krankheiten wird man alt.“ Dr. Laumonier berichtet auch von anderen merkwürdigen Kuren, die zur Volksheilkunde gehören und die er persönlich oder aus den Berichten anderer Aerzte kennen gelernt hat. Ziemlich weit verbreitet — wenigstens in Frankreich — scheint der Gebrauch von Steinen zu Heilzwecken zu sein. Hierbei handelt es sich um ein äußerlich angewendetes Mittel. Gewisse Steine sollen zum Beispiel durch Berührung Blutungen zum Stehen zu bringen. Bei seinem Aufenthalt in der Vendée hat Dr. Laumonier einen solchen Stein in die Hände bekommen. Er gehörte einer ehemaligen Nonne, die wegen Kurfuscherei mit dem Gesetze in Konflikt geraten war. Der Stein, ein sogenannter Adlerstein (Fonestein), hatte die Größe eines Taubeneis. Es war ein Klapperstein, der im Innern einen frei beweglichen Einschuß enthielt. Doktor Laumonier hat auch eine Frau kennen gelernt, die mit diesem Stein behandelt worden ist, und zwar erfolgreich, wie sie ihm selbst erzählte. Die ehemalige Nonne gab ihr den Stein in die linke Hand und sagte, sie würde die Empfindung großer Wärme in der Hand bekommen. Das traf denn auch ein und die Blutung hörte auf, nachdem die Kurfuscherei unverstündliche Worte gemurmelt und die Kranke bekreuzigt hatte. Die weitere Erzählung der Kranken enthält die vermutliche Lösung des Rätsels. Sie sagte nämlich, die „Tisselle“ (wie die Kurfuscherei genannt wurde) wirke durch ihre Persönlichkeit. Die Vermutung, die Suggestion habe bei dieser Heilung eine Rolle gespielt, liegt also nahe. Während diese Adlersteinkur in das Gebiet des Aberglaubens gehört, kann man die „Kohlenkur“ in die Pharmakologie rechnen. Dr. Laumonier erzählt nämlich, daß in einigen Gegenden Frankreichs gepulverte Holzkohle gegen Pilzvergiftungen genommen werde. Holzkohle besitzt die Fähigkeit, Gase und Verunreinigungen zu absorbieren und wird deswegen von den Aerzten innerlich bei Fäulniserscheinungen im Darmkanal verabreicht. Daß sie dagegen auch imstande ist, Pilzgifte aufzunehmen, war bisher unbekannt. Doch hat sich Dr. Laumonier bei einer Anzahl gleichzeitiger Fälle von der Wirksamkeit überzeugen können.

Aphorismen eines Ehe spötmers. Ein arger Ehespötmter, Wilhelm Cremer, veröffentlicht im „Berliner Börsencourier“ eine Reihe „Aphorismen eines vorlauten Junggesellen“, darunter diese:

Die Ehe ist ein Niagarafall von Glück; aber man soll ihn sich nur aus gewisser Entfernung ansehen, wer hineinfällt, ist verloren.

Kein Mensch muß müssen! sagte der alte Lessing. War denn der Mann nicht verheiratet?

Wenn die Frau sagt: „Ich hasse ihn wie die Sünde!“ so weiß man noch gar nicht, ob sie die Sünde überhaupt haßt.

Die Ehe ist ein Parlament zu zweien, in dem die Frau bei der Abstimmung die Majorität hat.

Warum hat man es übrigens immer so eilig mit

dem Heiraten? Man liebt ja nur so kurze Zeit und ist so lange verheiratet.

Kauf dir nicht den Ratgeber für Ehelente oder ähnliche Bücher! In der Ehe soll jeder nach seiner Fassung unglücklich werden.

Eigentlich soll man es den Familienvätern nicht übel nehmen, wenn sie auf die Junggesellen schimpfen. Das ist der Neid der leider eine Frau besitzenden Klasse.

Man kann seiner Frau die schlimmsten Dinge vorwerfen, wütend und entrüstet wird sie erst, wenn man sie ihr beweist.

Die Geständnisse der Gaby Deslys. Gaby Deslys veröffentlicht jetzt, wie sich's für eine Tänzerin ziemt, ihre Memoiren. Nachdem man erfolgreich getanzt hat, dann schreiben — das ist die Mode, der von bedeutenden Künstlerinnen unserer Zeit bereits gehuldigt wurde. Gaby Deslys hat sogar für ihre Lebensberichte die „English Review“, eine seriöse, in englischen vornehmen Kreisen sehr beachtete Revue benutzt, und das ist das Pikanteste an ihrem jüngsten Debüt. Denn man stelle sich eine ernste deutsche Revue vor oder die französische „Revue des deux Mondes“, in denen eine Tänzerin ihre Prinzipien niederlegen würde. Aber gerade die als prüde genugsam verschrienen Engländer haben solche Gedankensprünge, in denen wir nur schwer zu folgen vermögen. Die Künstlerin beginnt ihren Artikel mit den Worten: „Ich habe in den Music Halls Karriere gemacht, weil mein Charakter im Grunde der einer friedlichen Bürgerfrau ist. Ich habe vor allem das Gefühl der Pflicht.“ Und an einer späteren Stelle heißt es weiter: „Alle Welt hält mich natürlich für ein tolles, leichtlebiges und oberflächliches Wesen. Aber ich bin die ernsteste Frau, die es nur geben kann, denn nur einer solchen Frau kann es glücken auf dem Gebiete, auf dem ich mich versuche, Erfolge zu erringen.“ Die Beweise für diese Behauptung nimmt Gaby Deslys aus ihrem eigenen Leben und Charakter. „Meine Sprache“, so sagt sie, „ist die des höchst anständigen Pensionats, in dem ich erzogen wurde. Sicherlich hätte auch jeder Leser, der an dieser Stelle mich seines Interesses würdigt, einen Artikel erwartet, der mit den salzigsten Argotausdrücken gespickt ist. Nun, ich bin absolut unfähig, solche auszusprechen und die meisten verstehe ich nicht einmal.“ Im übrigen scheint die Bescheidenheit die hervorragendste Tugend der schönen Gaby zu sein. Zwar sagt sie, „ich war immer die Bescheidenheit selbst“, aber gleich darauf heißt es: „Wenn ich in Hörschen auf der Bühne erscheine, hält im Zuschauerraum alles den Atem an. Warum? Meine Dessous sind doch nicht anders als die, die man in den Auslagen sieht und sogar in den Preiskuranten. Aber — ich bin wie eine leuchtende Flamme, die die Insekten aller Art und jeglicher Größe anzieht.“ In diesem Tone geht es weiter, und nicht immer in gleich interessanter Weise. Man bemerkt nach wenigen Absätzen, daß die Lebensmaximen einer Tänzerin, die denen einer soliden Bürgersfrau gleichen, darum nicht geistprühender werden, wenn sie eben diese Tänzerin vorträgt. Beachtenswert ist aber die Psychologie der Engländer. Die Engländer haben über das Schicklichkeitsgefühl bekanntlich ganz besonders strenge Anschauungen. Sie sind bald chokiert über öffentliche Darbietungen, Ausschrotung von skandalösen Privatverhältnissen und dergleichen. Aber zu Hause, im Frieden des Familienheims, würden sich jetzt Mister und Missis X bei der Lektüre der pikanten Ehrbarkeit der schönen Gaby nicht wenig delectieren und rasch — entschänt werden.

Feuilleton.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Böttcher.

(6. Fortsetzung.)

In den nächsten Wochen schwoll dann eine wahre Hochflut von Briefen und Zeitungen mit Gottfried Reinhardts Adresse nach Rodenau, so daß der Kaufmann Weege, der die Postagentur inne hatte, es wegen der Mühe des Abstempeln, und der alte Postbote Schnurz, der nebenbei noch das Amt des Nachtwächters und Totengräbers bekleidete (was er sehr gut aushielt, weil er sich eines äußerst gesunden Schlafes erfreute und die Zahl der Sterbefälle in seinem Bezirke nicht eben groß war), es wegen der Mühe des Austragens mit der Angst bekam. In den Briefen sprachen viele Leute, die das „Tagebuch eines Zuchthausgefangenen“ gelesen hatten, dem Verfasser ihr Mitgefühl und ihre Sympathie aus; ja, einige rührige Verleger, die die Schrift für ein Werk freier dichterischer Erfindung hielten, rieten Gottfried, schleunigst eine Fortsetzung dazu zu schreiben, für deren Ueberlassung sie noch vor der Fertigstellung ein angemessenes Honorar wagen wollten. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte und Leitartikel über das „Tagebuch eines Zuchthausgefangenen“ und vertraten dabei mit geringen Ausnahmen den Standpunkt des Schriftstellers, der die Einleitung geschrieben. Die aber, die meist aus parteipolitischen Gründen — dem Kriegsgericht die Stange hielten und „von der Unschuld des Verfassers keineswegs überzeugt“ sein wollten, mußten sich von der gegnerischen Seite bissige Erwidernngen gefallen lassen und schürten mit dem starrsinnigen Verfechten ihrer dem allgemeinen Urteil zuwiderlaufenden Ansicht noch das Aufsehen, das Gottfrieds Buch in ganz Deutschland und selbst über Deutschlands Grenzen hinaus hervorrief.

Auf Gottfried machte der Umstand, daß er da mit einem Schlage und ohne es zu wollen, zum Mittelpunkt des Interesses von Hunderttausenden, ja, beinahe so etwas wie ein für kurze Zeit berühmter Mann geworden war, nur in den ersten Tagen stärkeren Eindruck. Bald genug fragte er sich, was ihm dies alles solle. Daß er unschuldig war, das wußte er ja selbst am besten. Ihm war es ja doch von Anfang an nur darauf angekommen, daß seine Unschuld nicht sowohl von der öffentlichen Meinung, als vielmehr von den ordentlichen Gerichten anerkannt, daß die entehrende Strafe ihren Sinn und ihrer Tendenz nach kraft des herrschenden Rechtes von ihm genommen, daß er in aller Form von einem staatlichen Gerichtshofe „im Namen des Königs“ freigesprochen würde.

Der Verfasser des Vorwortes, dem Gottfried für seine freundliche Gesinnung in einem kurzen Briefe gedankt, hatte ihm geschrieben: Die Justizbehörde gleiche, wie andere Behörden auch, einer mit Gewichten beschwerten Wanduhr, die, ob sie auch aufgezogen wäre, doch erst immer noch den üblichen Anstoß erhalten müsse, um in regelrechten Gang zu kommen. So packte Gottfried denn ein sauber aufgeschnittenes Exemplar seines Buches mit einer erklecklichen Anzahl von Aufsätzen angesehener Zeitungen zusammen und schrieb dazu — er wußte selbst nicht genau, zum wievielten Male er's nun wohl tat — auf einen weißen, fein in der Mitte gekniffnen Foliobogen mit Respektblatt den vorschriftsmäßigen Antrag auf Wiederaufnahme des gegen ihn anhängig gewesenen Verfahrens wegen Totschlages. Und durch die Stimmen so vieler Gut-

Casa de Saude

(Conderabteilung des Instituto Paulista)

Behandlung von Geistes- und Nervenkrankheiten, Alkoholismus, Morphiumsucht, Kokainomanie, Hysterie, Epilepsie, Neurasthenie usw. Hydrotherapie, Douchen, Elektrizität usw.

Direktor: Dr. E. Vampré, ehemaliger Assistent der Irrenanstalt in Juquery

Avenida Paulista N. 49-A (Privatstrasse) :: S. Paulo
Postfach 947 Telephone 2213

meinender wie berauscht wartete er diesmal in feilscheuester, unerschütterlicher Zuversicht und darum seelenruhig auf die Entscheidung des zuständigen Gerichtes und dehnte und streckte sich bei all seiner bescheidenen Sinnesart derweile in der Sonne des allgemeinen Wettbewerbes um seine Freundschaft, die seine Landsleute mit ganz verschwindenden Ausnahmen nun wieder über ihn scheinen ließen. Denn vor dem gedruckten Wort hatten auch die Rodenauer Bauern einen unbändigen Respekt; und wurde in hundert und mehr Zeitungen, noch dazu von Leuten, die den Doktor- oder Professor-titel hatten, die bündige Ansicht niedergeschrieben, daß der Friedel Reinhardt unschuldig wäre, nun so war er eben unschuldig und das Gericht hatte sich wieder 'mal geirrt. Leider Gottes nicht zum erstenmal, wenn's auch eine Schmach und Schande blieb, daß in einem geordneten Staatswesen einem fleißigen und strebsamen Mann so etwas passieren konnte! Das erste aber, sobald der neue Gerichtshof nun mit gründlich aufgeknöpften Augen seinen Freispruch gefällt haben würde, müßte sein, daß der Friedel Reinhardt in die Gemeindevertretung käme, sagten die jungen Bauern und Kossäten in Rodenau, denen das eigenmächtig Regiment der Plathe und Brückners schon längst nicht mehr behagte. Denn an Menschen von so auffällig hellem Kopf und so anständiger Gesinnung, wie der Friedel Reinhardt sie hätte, wäre in Rodenau gerade kein Ueberfluß. Auch müsse, wie man höre, der Friedel nun, da er unter die Schriftsteller gegangen sei, ja ein riesiges Stück Geld verdienen . . . denn hatte sich der Rodenauer Jagdpächter, der doch auch Schriftsteller war, nicht eben am See einen netten Landkomplex zum Bau einer Villa gekauft, hielt er sich nicht Auto und Pferde und hatte er nicht neulich in der „Krone“ beinahe neidisch gesagt: auf eine pekuniäre Entschädigung für die erlittene Strafe könne Herr Reinhardt in Anbetracht des großen Erfolges, den sein Buch habe, jedenfalls verzichten. Und schon von wegen der Kommunalsteuer wäre es doch höchst ärgerlich, wenn Gottfried Reinhardt etwa als reicher Mann seinem Heimatort untreu würde!

Plathe aber mußte sich, noch dazu von seinen Freunden, allerhand ärgerliche Sticheleien gefallen lassen. Hatte er Erna, um sie nicht erneutem Gerede auszusetzen, doch wirklich mit dem jungen Brückner verlobt, obgleich dieser von seiner militärischen Übung ohne das Reserveleutnantspatent heimgelassen war und darum notgedrungen auch auf die Polizeileutnantslaufbahn hatte Verzicht leisten müssen. Gewiß sah der junge Mann auch als demnächstiger Mitbesitzer der Gräbert'schen Schneidmühle, in deren Betrieb er als Volontär eingetreten war, einer schönen Zukunft entgegen. Aber da Brückner d. Aelt., über den Stolz seiner Familie bis ins Innerste enttäuscht, zornwütig erklärt hatte, er rücke „für den Lämmel“ im ganzen Leben keinen Pfennig mehr heraus, so war es klar, daß Plathe die Kosten für diese schöne Zukunft ganz allein zu tragen haben würde. Und jedenfalls hätte

Erna wohl zu einem schlanken Säbel und einer silberbetreßten Uniform ein freundlicheres Gesicht gemacht, als sie es. Waldemar Brückners nichtssagendem Zivilanzug gegenüber beharrlich aufzusetzen beliebte.

Auf die endliche Wiederaufnahme des Verfahrens, auf die Ansetzung des Termins, in dem Gottfried mit allen Ehren freigesprochen und in seinen guten Ruf und seine Bürgerrechte wieder eingesetzt werden sollte, warteten die jungen Rodenauer Bauern, die Gottfried gleichaltrigen, eigentlich mit grösseren Schmerzen als dieser selbst. Nun, wo es doch langsam einzuwintern begann und wo sie also Zeit genug zum stundenlangen Beisammenhocken hatten, debattierten sie sich in eine immer größere Unzufriedenheit mit dem im Dorf herrschenden Regiment der Plathes, Brückners und der anderen Alten hinein. Denn auch in Rodenau hatten die Jungen ihre Köpfe für sich, wußten alles besser als die Alten, fühlten sich unterdrückt und geknebelt, und dachten: Wenn wir nur erst am Ruder sind, dann kommt die goldene Zeit!

Keiner aber war so hitzig und so erbittert wie des frommen Kossäten Seeger einziger Sohn Gustav. Ende September vom Militär entlassen, wollte er, da sein Vater ein an saechtes Verschwinden im tatenlosen Altenteil beileibe nicht dachte, teils aus Liebe, teils aus Berechnung in eine Kossätenwirtschaft hineinheiraten, deren Eigentümer plötzlich weggestorben war, brauchte aber, um die Schwester seiner Braut abzufinden, einige Tausend Mark und hatte darauf gerechnet, daß sein Vater die paar Morgen Land an der Zerlitzer Grenze an die Rieselfelder abstoßen und den Erlös ihm als Abschlagszahlung auf sein späteres Erbe geben würde. Nun aber erfuhr er, daß ihm Plathe mit der Gründung seines Schutzverbandes vor diesen schönen Plan einen Riegel geschoben hatte. Und als er den Gemeindegewaltigen bat, er möchte wenigstens die Hälfte der zwanzig Morgen, mit denen sein Vater im Vertrag stand, wieder freigeben, lehnte dieser schroff ab. „Was geschrieben ist, ist geschrieben! An die Rieselfelder wird nicht verkauft. Wenn Du aber durchaus Geld brauchst, dann will ich Euch die zwanzig Morgen abnehmen — den Morgen mit fünfhundert Mark, was für den miserablen Boden gewiß ein Heidengeld ist.“

Da die Stadt Berlin aber für das früher erworbene Land tausend Mark gezahlt hatte, und Friese jetzt sogar zwölfhundert bot, wollte weder der alte noch der junge Seeger auf diesen Vorschlag eingehen; an eine Verletzung des Vertrages aber war auch nicht zu denken, da Plathe in raffinierter Weise die Konventionalstrafe für jeden Morgen auf tausend Mark festgesetzt hatte.

Nun schimpfte der junge Seeger den Gemeindevorsteher einen Halunken über den anderen; und seit Gottfried, dem der in seinen Hoffnungen Betrogene leid tat, einmal hatte durchblicken lassen, daß auch er eigentlich nur mit schönen und listigen Redensarten zur Unterzeichnung des Vertrages Breitgeschlagen worden wäre, brauchte er nur den Kopf zur Tür hinausstrecken und sofort hatte ihn der Nachbarnsohn beim Wickel, um ihn durch die Mitteilung von allem möglichen, was faul war im Staate Rodenau — er beschäftigte sich neuerdings nur noch mit dem „Ausbaldowern Plathe'scher Gemeinheiten“, wie er sagte — scharfmachen. Ob der Bescheid vom Gericht denn noch immer nicht da wäre, fragte er jedesmal: Und tatsächlich war man im Rate der Jungen wirklich endgiltig darüber einig geworden: im April, wo des alten Brückner Gemeindevertreterperiode ablief, sollte an seiner Statt Gottfried als Kandidat aufgestellt und mit aller Ge-

walt durchgedrückt werden. Gottfried, der mit der Feder zuzugehen wußte wie kein zweiter im Dorfe, Gottfried, dessen Vater und Onkel sich für die Gemeinde buchstäblich aufgeopfert hatten, Gottfried, von dem man sicher zu sein glaubte, daß er schon wegen des Zurückgehens seiner Verlobung mit Erna dem reichen Schwiegervater gehörig die Hölle heizen würde. Und auch das hatte man schon besprochen: Sobald Plathes Zeit um sein würde, sollte kein anderer als Gottfried Reinhardt Schulze von Rodenau werden.

Waldemar Brückner, der entgleiste Leutnant, der sich den schon im Vorhinein eingeübten hochmasigen Ton nicht so rasch wieder abgewöhnen konnte, kam auch einmal in den Rat der Jungen, der fast Abend für Abend in einem besonderen Zimmer der „Krone“ tagte. Und da er zu Gunsten seines erzürnten Vaters Stimmung gegen Gottfried machen wollte (auf den er veranlaßt durch Ernas unbräutliche Kälte, ohnehin ein wenig eifersüchtig war), so sagte er: „Das mit dem Tagebuch . . . äh . . . das der Reinhardt da geschrieben hat . . . das ist ja alles schön und gut. Ich aber werde mir erlauben . . . äh . . . meine Huldigung für den — ihn — unschuldig Verurteilten so lange aufzusparen, bis der wirklich Schuldige gefunden sein wird!“

„Was willst Du?“ fragte der junge Seeger und schoß wie ein Stehauf von seinem Stuhle in die Höhe. „Du willst doch nicht etwa andeuten . . .?“ Das übrige, was er hervorbrachte, ging unter in dem Entrüstungslärm, den die anderen erhoben. Und es war gut, daß Waldemar Brückner sich schleunigst von selbst aus dem Zimmer zurückzog, denn im nächsten Augenblicke wäre er unter dem Einflusse höherer Gewalt hinausgeflogen.

Wenn Gottfried nun auch auf die schmeichelhaften Anträge, die seine Jugendfreunde ihm stellten, bescheiden zur Antwort gab: „Kinder, laßt doch . . . das alles liegt ja noch so weit im Felde!“ — er hätte doch nicht sechsundzwanzig Jahre alt sein, er hätte nicht seines Vaters leidenschaftliches Interesse für seines Heimatortes Gedeihen geerbt haben dürfen, um sich nicht der Absichten und Pläne, die man mit ihm vorhatte, von Herzen zu freuen, und mit heiterem Blick in die Zukunft zu schauen.

Der Doktorbauer aber atmete auf. Sollte es möglich sein, daß die dunklen, kalten Schatten, die die Vergangenheit über Gottfrieds Leben warf, ihre Macht verloren, daß sie verblaßten und warmem Sonnenschein Platz machten? Sollte es möglich sein, daß er selbst loskam von dem Bann der schweren Schuld, die er auf sich geladen? Wollte der Himmel ihn freisprechen um der Leiden willen, die er still für sich getragen hatte? Wollte der Himmel sie ihm erlassen, die sühnende Tat des Geständnisses, mit der er sich doch nicht von seines Gewissens Not erlösen konnte, weil ihre Folge nicht nur Schmach und Schande für ihn selbst, sondern auch für die immer noch geliebte Frau sein mußte?!

* * *

Fast den ganzen Dezember hindurch hatte strenger Blachfrost geherrscht. An einem Abend kurz vor Weihnachten aber umzog sich der Himmel mit schweren, grauschwarzen Wolkenvorhängen; die Bauern, die schon um ihre Jungsaaten in banger Sorge gewesen waren, steckten aufgeheiterte Gesichter aus den Türen, schnupperten in die laue Luft und riefen einander mit lauten Stimmen zu: „Na, endlich wird's Schnee geben. Es ist die höchste Zeit!“

In der Nacht, lange bevor es Morgen wurde, erwachte Gottfried von dem blassen Schimmer, der

erstem Dämmerungsschein täuschend ähnlich, sein Zimmer erhellte, sprang auf und sah, daß sich draussen, so weit sein Auge reichte, nun wirklich eine bläulich-weiße Decke über die Welt breitete. Und an der Schicht, die wie Watte auf dem Fensterblech lag, konnte er's bequem nachmessen, daß der Schnee unten auf Hof und Straße wohl einen reichlichen Fuß hoch gefallen sein mußte.

Mit schärferen Zähnen denn je fiel da die Sorge um Trude Hoffmann ihm an. Was war das für ein Leben, das sie führen mußte? Den Tag über bis in den späten Abend hinein in der dumpfen Stube, die man in Rücksicht auf die unanhörlich von schlimmen Gichtschmerzen geplagte Mutter überheizen mußte, an der Nähmaschine sitzen und treten und treten, dann nebenan in der kleinen, dümmandigen, ofenlosen Kammer zähneklappernd ins feuchte, kalte Bett schlüpfen und morgens in aller Herrgottsfrühe wieder heraus, mit dem schweren Semmelkorb am Arm durch Dunkelheit und Schnee tasten und stapfen! Und wahrscheinlich hatte das arme, liebe Ding dazu nicht einmal derbe Sehne an den Füßen!

Ueber seinen Sorgen vermochte Gottfried nicht wieder einzuschlafen. Um fünf stand er auf, holte sich Schaufel und Besen aus der Remise und begann, als allererster im Dorfe, längs des Bürgersteiges vor seinem Hause und auf der Hofeinfahrt den Schnee, der in der Tat last knietief lag, zu zwei hohen Schanzen aufzuschüppen.

Und richtig . . . gerade, wie ihn die Arbeit so recht warmgemacht hatte, und wie er anfang, sich mit stiller Freude der Schneemänner und Schneeballschachten seiner Jugendtage zu erinnern, kam die noch immer bläulich-weiße Straße entlang eine unförmig schwarze Gestalt, neben der der rötliche Lichtschein einer Laterne gespenstisch dahinhuschte.

„Morgen.“ sagte Trude Hoffmann, als sie heran war, und wollte ohne Säumen vorüber.

„Morgen, Trude!“ Sieh auf seinen Besen stützend, verstellte ihr Gottfried den Weg. „Das muß Dir doch schwer werden, Mädels, so alle Tage in dunkler Nacht aufzustehen bei dieser Kälte!“

Trude schob ihren Korb, der ihr auf den Unterarm gerutscht war, wieder ins Ellbogengelenk zurück und strich sich dann mit der freien Hand die Frausen des Tuches, das sie um den Kopf geschlungen trug, aus der Stirne.

„So . . . ist's heut' kalt? Mir kommt's warm vor! Aber wenn schon. Die paar Wintermonate vergehen, und es wird wieder Frühling, wo das Frühaufstehen mir den größten Spaß macht!“

„Aber der schwere Korb, den Du schleppen mußt . . .“

„Ach, der wird von Haus zu Haus leichter. Darum will ich nur machen, daß ich weiterkomme!“

„Trude . . . weißt Du . . . es hat mir keine Ruhe gelassen die halbe Nacht. Hast Du denn auch derbe Schuhe, daß Du Dir nicht was wegholst in dem hohen Schnee?“

Da lachte sie — Gottfried wurde nicht recht klug drans, ob es spöttisch oder froh klang — und stellte einen ihrer Füße dicht vor seinen Fuß. „Da!“ Gottfried sah, daß sie große, unförmige Stiefel trug — hochgeschäftete, breite Männerstiefel, die wahrscheinlich ihrem Vater gehörten. Und mit neuem Lachen setzte sie hinzu: „Denkt der Bauer, ich hab' mein Leben nicht auch lieb? Haha!“ — Jetzt hörte Gottfried deutlich den Spott heraus. „Wenn ihn sonst nichts drückt, meinetwegen also kann der Bauer ruhig schlafen!“

Einen Augenblick später war sie an ihm vorbei, auf seinen eigenen Hof herauf. Er aber stand da

wie ein dünner Junge und traute sich nicht, ihr nachzugehen.

Doch auch am Heiligabend, als er mit dem Doktorbauer, der Mutter und der Schwester unter dem Tannenbaum saß — Elbeth sah krank und verfallen aus und vernachlässigte sich auch in ihrer Kleidung sehr —, wollte Trude Hoffmann ihm nicht aus dem Sinn. Semmelaustragen brauchte sie in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr, wo die Bauern sich im Schlaraffenland durch ganze Berge von selbstgebackenem Feiertagskuchen durchessen mußten, allerdings nicht. Aber wie es wohl sonst in ihr und um sie aussehen mochte, und ob sie wohl auch einen Christbaum hatte in der engen, dumpfen Krankenstube des Armenhauses? . . .

Gottfried brachte eine unklare Entschuldigung von „nochmal nach den Pferden sehen“ vor, nahm seine Fuchspelzmütze und ging hinaus.

Draußen schlug die Winternacht ihren Zauber mantel um die Welt. Am dunkelblauen Himmel viele Tausende funkelnder Sterne, blau und silbern und rot, und des Mondes Licht aus goldener Schale fließend. Wie Marmor, weißer Marmor, über den eine spielerische Laune der Schöpferin Natur Millionen Brillantsplitter gestreut hat, die Straße, die Dächer, die Gärten, das Feld. Die Bäume, wie aus Zuckerguß gemacht; jeder Zaunpfahl mit einer schief sitzenden Narrenkappe auf dem Kopfe, und hinter jedem Fenster Lichterschein, frohe Elterngesichter, jauchzendes Kinderlachen.

Heimat, du liebe, bist du wirklich zum Schlaraffenland geworden?

Die Tür des Armenhauses quietschte beim Oeffnen noch genau so in ihren Angeln, wie sie schon in jener Spätsommernacht gequatscht hatte, als der „rote Alwin“ mit dem fahlblitzenden Messer in der hochgeschwungenen Faust aus ihr hervorgesprungen war. Aber in der niedderen, schrecklich heißen Stube strahlte wirklich ein Weihnachtsbaum, ein Kiefernzipfende mit fünf Lichtern — ausgerechnet fünf; denn das sechste von dem beim dicken Weege gekauften halben Dutzend stand neben Frau Hoffmanns Bett in einer Bierflasche und warf seinen kärglichen Schein auf das Gesangsbuch, in das die Kranke mit still zufriedenen Anflitz blickte. Der alte Hoffmann heckte auf der Ofenbank und schien nüchtern, vollkommen nüchtern, und Trude saß an ihrer Nähmaschine und trat und trat.

„Guten Abend!“ sagte Gottfried; und drei Paar Augen richteten sich auf ihn wie auf eine überirdische Erscheinung. Nachdem er aber jedem erst der Mutter, dann dem Vater, dann der Tochter — mit Iestem Druck die starke ausgearbeitete Hand gegeben hatte, wußten sie, daß es der Bauer Reinhardt war, wie er lebte und lebte.

Neben das Bett der kranken Frau setzte er sich und fragte, wie es ihr ginge; und sie antwortete ihm mit glücklichem Lächeln, daß sie so schöne Weihnachten seit vielen Jahren nicht mehr erlebt hätte. Trude aber schien den Gast nicht weiter beachten zu wollen, saß an ihrer Maschine, nähte und nähte, ohne aufzusehen, und ihre Wangen blühten wie zwei dunkelrote Rosen.

Gern hätte Gottfried sie gebeten, ein Weilchen mit ihm vor die Tür zu treten, da er Wichtiges mit ihr zu reden habe; aber er fürchtete, sie möche ihm abschlagen, und er wollte auch die beiden Alten nicht durch Heimlicherei verletzen. So trat er auf einmal dicht vor die Geliebte hin, legte seine Hand auf ihren Arm, daß sie mit dem Nähen aufhören mußte, und sagte, seinen Blick mit dem Ausdruck tiefinnerlicher Zärtlichkeit auf ihr schmales Gesicht richtend:

„Ja, Trude, weshalb ich zu euch gekommen bin . . . Ich wollte Dich fragen, ob Du wohl meine Frau werden möchtest!“

Der Kranken mit den seit Jahren gelähmten Beinen war es, als müßte Gott nun ein Wunder an ihr tun, als müßte sie aus dem Bett springen können, um vor dem jungen, schlanken, blonden Menschen da auf die Knie zu fallen und ihm die Hände zu küssen.

Das schwarzhaarige Mädel an der Maschine, das längst wieder blaß geworden war, kniff wie im Trotz die Lippen zusammen und zog die Stirne kraus. Da Gottfrieds heller Blick indessen nicht von ihrem Antlitz wich — sie fühlte den warmen Strahl, ohne aufzusehen —, schmolz ihr Trotz hin vor der Welle heißer Seligkeit, die ihr vom Herzen zum Hals emporschwoh. Dann wurden ihr auch die Augen feucht und sie mußte, um die dummen Tränen zu verbergen, Gottfrieds bittend ausgestreckte Hand mit ihren beiden Händen fassen und ihr Gesicht fest und lange in demütiger Liebe daraufpressen. Und da wußte er, daß sie nun sein war für Zeit und Ewigkeit.

Ausgerechnet am Silvesterabend — als sollte dieses an trüben Tagen so reiche Jahr nach kurzem Sonnenleuchten doch noch einen trüben Abschluß finden — wurde Gottfrieds letztes, auf sein Tagebuch und auf das Gutachten der bedeutendsten Kriminalpsychologen, ja man konnte sagen: auf das Gutachten von Hunderttausenden urteilsfähiger Leute gestütztes Gesuch um Wiederaufnahme des gegen ihn anhängig gewesenen Strafverfahrens vom zuständigen Gericht abschlägig beschieden. Abermals mit der Begründung: „Der Antragsteller hat nur Meinungen ausgeführt; doch ist es ihm auch diesmal in keiner Weise gelungen, die durch das Gesetz vorgeschriebenen Tatsachen oder Beweismittel zu seiner Entlastung beizubringen.“

Daß Volkes Stimme Gottes Stimme sei — wann hätte je ein Richter daran geglaubt? Oder wenn wirklich einer zu der Ueberzeugung gelangt war: Hier ist einem Menschen kraft des bestehenden Rechtes bitteres Unrecht geschehen! — wie sollte er's anfangen, um an dem starren Felsen zu rütteln, in den die harten Schriftzeichen des Gesetzes und Rechtes eingegraben standen?

Fiat justitia — pereat mundus!

XI.

Frau Marie Reinhardt konnte sich mit dem Gedanken, da Beine Trude Hoffmann, eine Tagelöhnerdirne, ein Armenhausmädel, ihre Schwiegertochter werden sollte, durchaus nicht befreunden. Als Gottfried ihr in aller Bescheidenheit vorhielt, daß sie selbst doch auch einst kirchenmausarm und noch lazu von ganz ungewisser Herkunft gewesen wäre, erwiderte sie unwillig, da bestände gar kein Vergleich, und mit einem gewissen Stolz ließ sie durchblicken — wie sie dies auch wohl schon früher getan —, daß sie sich für ein aus irgendwelchen romantischen Gründen ausgesetztes Kind ganz besonders vornehmer Eltern hielte . . . was in Abtetracht ihrer zarten, ganz unbäurischen Schönheit und Art und in Abtetracht ihrer Unfähigkeit, sich stark und tüchtig mit dem Leben herumzuschlagen, auch gewiß im Bereich der Möglichkeit lag.

Gegen Trude Hoffmann an sich, setzte sie in ihrer stets zur Beschwichtigung geneigten Manier hinzu, wolle sie ja gar nichts sagen; Trude Hoffmann sein brav und fleißig und auch so hübsch, daß sich ein Mann überall mit ihr sehen lassen könne. Wenn nur eben nicht der Anhang wäre, den sie hinter sich schleppen müsse; ihre gelähmte Mutter, die sich und allen anderen im Wege wäre, und ihr dem Schnapsteufel verfallener Vater, der

nur noch zum Ulk für die Großen und zum Gespött für die Kleinen auf der Erde herumliefe.

„Ich weiß ganz sicher, Mutter,“ antwortete Gottfried mit verschlossener Miene, „daß Vater Dir auch dann seinen Namen gegeben hätte, wenn Deine Eltern anstatt schlecht — unglücklich gewesen wären wie die alten Hoffmanns!“

„Schlecht? Meine Eltern schlecht?“

„Nun ja . . . schlecht müssen sie doch sein oder wenigstens gewesen sein, daß sie's über sich gebracht haben, Dich von sich zu stoßen, ein hilfloses Kind der Gnade oder — Härte fremder Menschen preiszugeben.“

Die schöne Frau fühlte wohl, daß es keinen Zweck hatte, ihrem Sohn zu widersprechen. Was gingen sie denn auch ihre Eltern an, die sie nie gekannt, und für die sie schon vor fünf und vierzig Jahren getrost hätte sterben und verderben können!

Gottfried hatte die Zähne in die Unterlippe gekniffen. „Leute von der Art Fritz Reinhardt müssen es gewesen sein!“ fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort, und die senkrechten Falten, die vom Zuehthaus her unverwischbar über seine Nasenwurzel standen, gruben sich tiefer.

Daß einer etwas gegen Fritz Reinhardt sagte, vertug Frau Marie neuerdings schlecht. Der felsenfesten Zuversicht war sie gewesen, daß ihr Schwager nach dem Tode seiner siechen Frau noch einmal wieder aufleben, noch einmal jung und froh und liebebedürftig werden würde; und anstatt dessen zog er sich, seit draußen auf dem Kirchhof ein Grabhügel lag, den er zu pflegen hatte, immer mehr und mehr in sich selbst zurück, schrieb Tag und Nacht an seinen Büchern, ward immer grauer, schmalwangiger und älter dabei; und wenn auch dann und wann mal eine Stunde kam, in der er mit hellen Augen ins Leben sah, im großen ganzen schien er doch mehr an seinen Tod als an die Begründung eines neuen Glückes zu denken. Und da Frau Marie Reinhardt nicht wußte, was in Wahrheit an ihm fraß, so verrannte sie sich in den Gedanken, der Kummer um seinen mißratenen Sohn müsse es sein, der ihm so schwer und anhaltend zusetzte. Und da sie den Mann, der ihr in ihren Leidensjahren so treu und redlich beigestanden, um seines und vor allem um ihrer selbst willen durchaus als Ueberwinder seines Kummers sehen wollte, so suchte sie ihm und selbst ihrer unglücklichen Tochter einzureden, daß Fritz Reinhardt nicht schlechter wäre als andere junge Männer auch.

„Schimpf' nicht auch Du immer auf Fritz,“ schalt sie mit heftigem Vorwurf. „Du siehst, wie Onkel sich aus Gram um ihn verzehrt. Und ob er Elisabeth nicht doch sein Wort gehalten hätte, wenn Du nicht im „Weißen Roß“ vor seinen Kameraden so grob und gewalttätig gegen ihn aufgetreten wärest, das ist noch sehr die Frage. Manch einer kann eben durchaus keinen Zwang vertragen. Auch ich habe mich immer dann am schwersten fügen können, wenn man mich zwingen wollte!“

„Ja, nimm ihn nur in Schutz, den schneidigen Musje Zieten im Busch,“ stieß Gottfried mit höhnischem Lachen hervor, wollte noch mehr sagen, fuchtelte aber nur unwirsch mit der Hand und lief davon. Und so endete auch diese Unterredung wie so viele ihrer Vorgängerinnen, statt zur Verständigung zwischen Mutter und Sohn zu führen, mit einem neuen Mißklang.

Wenn Gottfried auch zuzeiten, in denen ihm selbst froh und friedsam ums Herz gewesen, der Mutter und dem Onkel Jörg das Glück einer späten Liebe freudig gegönnt hatte, so kamen nun wieder Tage für ihn, in denen sich bei dem Gedanken an eine mögliche Verbindung dieser beiden ein Ir-

bunden hatte, spürten Verlangen nach dem Stall und wollten nicht mehr stehen. So mußte er zu ihnen gehen, sie zur Ruhe verweisen. Als er es aber getan hatte und sich nun wieder umwandte, sah er sein junges Weib oben auf des Hügels Höhe stehen und einen der schlanken Stämme an den Pfahl binden, der dem wurzellockeren in Sturm und Wetter Halt und Stütze sein sollte. Schlank und stolz, mit klaren, goldflimmernden Linien wuchs Trudes hohe Gestalt in den purpurroten Abendhimmel hinein, und ihr braunes, lichtüberflossenes Haar, in dem schon der Schein einer Lampe Funken entzünden konnte, sah aus, als wäre es strahlend blond.

Thusnelda mußte Gottfried, von seinem alten Traum befallen, wieder denken. Trägt sie nicht ihre Jugend wie eine Krone? Ja wie eine Königin steht dein Weib vor dir, und wie eine Königin willst du sie halten! Nicht als Magd, nicht als Sklavin! Sie soll nicht mehr so schwere Lasten tragen. Dienen soll sie fortan niemandem, außer sich selber und ihren Kindern.

Und strenger als bisher sah er fortan darauf, daß Hoffmann es sich nicht mehr bequem machte auf seiner Tochter Kosten, daß er nicht mehr Stunden und Stunden bei ihr in der Küche herumlungerte, um ihr die besten Bissen aus Keller und Speisekammer oder, worauf sein Sinnen zu jeder Zeit gerichtet stand: ein paar Groschen von ihrem ohnehin karg genug bemessenem Wirtschaftsgeld abzuschwatzen. Denn da Gottfried mit allem Bitten, Ermahnen, Warnen und Drohen bei dem alten Trinker nicht den geringsten Wandel zum Besseren erzielt hatte, war er in die „Krone“ und ins „Weiße Roß“ gegangen, hatte streng verboten, seinem Schwiegervater noch das Allergeringste auf seinen Namen zu borgen; und nun konnte der Verkommene nicht anders: er mußte sich Geld zusammenbetteln oder gar eine Mandel Eier oder ein Huhn vom Hof heimlich „verschärfen“, um seiner unseligen Leidenschaft fröhnen zu können.

Mit harten und immer härteren Worten trieb er den Alten, dem zu allem Ueberfluß die „gute Partie“, die seine Tochter gemacht, arg in die Krone geschossen war, und der sich weder mit Güte noch mit Strenge zu einer regelrechten Tagesarbeit bringen ließ, dazu an, wenigstens Trude kleine Dienste zu erweisen: ihr Holz und Wasser in die Küche zu schaffen, ihr — wenn die Mägde im Felde waren — beim Füttern des Viehes zu helfen oder ihr das Gemüse und die Blumen im Garten zu gießen; denn Blumen mußte Trude im Garten haben: „Wenn Platz für alles Nützliche darin ist, so wird sich wohl auch noch ein Plätzchen für Blumen finden!“

Hoffmanns Kräfte aber begannen seit dem Tage, von dem an er seinen Körper nicht mehr unter das gewohnte Maß Alkohol setzen konnte, zusehends zu verfallen; immer unwilliger zu noch so geringer Tätigkeit, immer aufrührerischer im Reden und Treiben wurde er. Und höher und höher schwoll der Zorn in Gottfried. Als er den Alten eines Tages gar dabei überraschte, wie er Trude beschimpfte, weil sie sich weigerte, ihm wieder Geld zu geben — im stillen hatte sie ihm all die Zeit immer noch ein paar Groschen zugesteckt —, nahm er den wie toll um sich Schlagenden beim Kragen, zerrte ihn über den Hof und stieß ihn durch den Torweg auf die Straße.

„Sol Verkriechen Sie sich, wo Sie wollen! Nur kommen Sie mir nicht noch mal über meine Schwelle, wenn ich Sie nicht mit der Peitsche davonjagen soll!“ Alles an ihm flog und bebte, und abgewandten Gesichtes ging er an Trude vorbei, die wie vom Schreck gelähmt, an der Hauswand stand und

ihre Augen mit dem Ausdrücke angstvollen Flehens auf ihn gerichtet hielt. r

Hoffmann aber ging zur Muhme Kronenwirtin, gab ihr seine Uhr — das letzte, was er hatte, und zugleich sein höchstes Kleinod, trank sich noch einmal richtig satt und stolperte dann in den schönen Rodenauer See. Damit aber auch gar kein Zweifel bliebe, daß er nicht durch einen unglücklichen Zufall, sondern durch die Heldentat des Selbstmordes vom Leben geschieden wäre, hatte er in der „Krone“ einen Zettel zurückgelassen, auf dem zu lesen stand: er wolle sich von seinem Schwiegersohn nicht noch länger gemein behandeln lassen, und bäte Pastor Reimer, ihn auf der bisher freigebliebenen Grabstelle dicht neben dem Kirchhofsbrunnen Zzu beerdigen, auf daß er nicht auch im Grabe noch umkommen müsse vor Durst . . .

Hab' ich mich an ihm schuldig gemacht? fragte sich Gottfried, als er vor dem aus dem See gelandeten Leichnam stand. Hab' ich ihm unrecht getan? . . . Nein! Ich hab' mich nur meiner Haut gewehrt und will mich fortan meiner Haut wehren, immer und überall.

Und dennoch hinterließ auch Hoffmanns Tod einen Stachel in seinem Herzen. Trude aber schien fortan keine Zeit mehr zu finden, ihm entgegenzueilen, wenn er vom Felde kam, ihm um den Hals zu fallen: „Da bist Du ja endlich! . . . Wie hab' ich Dich lieb!“ Und wenn sie sich auch bemühte, ihm ein fremdliches Gesicht zu zeigen, ihr Lächeln erschien ihm gequält, und in ihren Augen sah er trübe Schatten, die den Sonnenstrahl ihrer Liebe verdunkelten.

XIII.

Gegen Ende Mai schwoll eine Welle hochsommerlicher Hitze über die märkische Erde, trieb alles, was auf dem Felde stand, in geilem Wachstum in die Höhe, zwang alle, die Hand und Fuß rühren konnten, sich bis zum letzten Rest ihrer Kraft anzustrengen, damit dieses wilde, schier unnatürliche Wachsen und Gedeihen die Menschenarbeit des Hackens, Häufens und Unkrautausrottens nicht völlig überhole und hinfällig mache.

Auch der Doktorbauer hatte die ganze Woche selbst den Hackflug durch die jungen Kartoffelreihen gleiten lassen, obgleich die Hitze seine erschöpften Nerven bis zum Zerreißen peinigte. Am Sonnabend aber, in sengender Mittagsstunde, griff es plötzlich wie eine eiserne Faust an sein Herz, ließ im Nu alles um ihn im Kreise tanzen; und ehe er noch die um die Schultern geworfene Leine anziehen oder die Hände von den Pflugsterzen nehmen konnte, sank er besinnungslos nieder und die Pferde schleiften ihn ein tüchtiges Stück durch den heißen, stäubenden Sand.

War nun die übermäßige Arbeit schuld und die glühende Hitze? Oder trug auch das zu dem Aussetzen seiner Kräfte bei, daß an diesem Morgen ein Brief vom Pfarrer Christ gekommen war, der seinen armen zerrütteten Kopf, sein armes zerquältes Herz auf eine neue Folter spannte?

„Das Bankgeschäft, das Ihr Sohn betreibt, gilt in fachmännischen Kreisen nicht als fair,“ hatte Pfarrer Christ geschrieben. „Zwar soll darin ein ganz ansehnlicher Gewinn erzielt werden, vor allem aber durch die Gewährung von hochverzinslichen Darlehen an leichtfertige Offiziere und andere Leute, die über eine jäh entstandene Notlage rasch und ohne viel Staubaufrührens hinwegkommen wollen. Die sonstigen Geschäfte der jungen Firma drehen sich darum, unerfahrene Sparer durch die Verheißung ungewöhnlichen Profits zum Börsenspiel in fragwürdigen Papieren zu verleiten . . .“

Der Knecht, der mit dem Doktorbauer auf dem

sterstimme an seinem Ohr: „Laß alle Rücksichten auf die Frau, die Du lieb hast, beiseite. Gestehe Deine Schuld! Nur Dein freimütiges Bekennen schafft Dir und dem, an dessen Leben Du Dich so schwer vergangen hast, endliche Erlösung!“ Doch er fand nicht den Mut zu dem erlösenden Worte.

Gottfried sah des unglücklichen Mannes Erblasen; und der alte Verdacht war gleich wieder da. Warum wird der mit dem grauen Bart und den schmalen Wangen so blaß? Warum überhaupt altert er so rasch? Er hat doch gesundes Blut und gesunde Knochen. Und der Kummer um den mißbratenen Sohn kann ihn, den Klugen, dem das Leben keine Ueberraschungen bietet, doch so schwer nicht treffen. Warum bemüht er sich, nach außen hin ein immer selbstloserer, immer besserer — ein fast miridisch guter Mensch zu werden? Warum hilft er den Armen fast über seine Kraft — warum steckt er allen, die ihn anbetteln, die Hände voll? Warum hat er an Pfarrer Christ ins Zuchthaus geschrieben: Wenn da dieser oder jener Strafgefangene wäre, der, vielleicht noch besserungsfähig, im Frieden der ländlichen Scholle seines vergangenen Lebens Not vergessen, eine neue, schlichte und gesunde Existenz sich gründen wolle, so solle er ihn nur nach Rodenan zum „Doktorbauer“ schicken? Warum? . . . Und selbst die grüblerische, gegen sein eigenes Wünschen und Empfinden gerichtete Frage quälte Gottfried: Warum tut er der Mutter nicht den Gefallen und sagt ihr: „Rüste mir alles! Wenn das Trauerjahr vorüber ist, wollen wir uns drüben in meinem still gewordenen Hause noch zu einem kurzen Glück zusammenfinden!“ Wunderten sich nicht auch schon die Leute im Dorf: „Man hat eigentlich immer gedacht, nach dem Tode der „Frau Doktor“ würde aus dem Doktorbauer und seiner schönen Schwägerin rasch ein Paar werden. Aber man hat sich da wohl geirrt . . .?“

Warum?

Eine Frage jagte die andere; und auf keine gab es eine klare und sichere Antwort.

Einer mußte Strohschein doch erschlagen haben! Einer, der ein Interesse an seiner Beseitigung hatte! Einer, der den Wertlosen haßte! Deines Vaters Geist kann sich doch nicht im Flur auf die Lauer gestellt und den Stock vom Riegel genommen haben! Nur ein Lebendiger tat es. Und du warst es doch nicht! Du doch nicht! Oder warst du's doch? Hielt Irrsinn dich umlangen in jener Stunde? Tatest du's, ohne es zu wissen? Nein, nein, nein! Fort, Wahnsinnsgespenster der Zuchthauszelle! Ich lasse euch nicht mehr an mich heran. Ich hab' eine Braut, für die ich sorgen muß und will! Leben soll sie und glücklich sein. Und ich will auch leben und glücklich sein!

Ein Lebendiger, bis oben hinan von Haß, Erfüllung, hat Strohschein erschlagen. Und der Onkel Jörg hat ihn gehaßt. Ja, er hat ihn gehaßt!

Nein, nein! Er war es nicht! Er war es nicht! Er ist doch kein Feigling. Er würde es doch bekennen, wenn er's gewesen wäre! . . .

* * *

Noch ehe Trude sich nach dem künftigen Verbleib und Schicksal der hilflosen und doch allzeit unverzagten Frau, die da die Erscheinungen der Umwelt, den Sommer und den Winter so gut wie die Menschen, nur von ihrem buntgeblühten Bett aus leben und weben sehen konnte, mit einem Blick, geschweige denn mit einem Worte erkundigte, hatte er ihr schlicht und einfach, wie wenn sich das ganz von selbst verstünde, gesagt: „Deine Mutter kommt natürlich mit in unser Haus. Platz genug ist

da, und Zeit, sie aufzuwarten, sollst Du auch als meine Frau noch haben. Und auch für Deinen Vater wird sich wohl ein Lager finden.“

An demselben Tage aber, an dem er seiner Mutter um ein Haar eine Antwort gegeben hatte, deren er sich nachher hätte schämen müssen, ging er zu dem alten Hoffmann und sagte: „Am Sonnabend fordern Sie sich nur auf der Ziegelei Buch und Karte, und Montag früh laugen Sie bei mir an. Nur — das will ich Ihnen gleich vorweg sagen: den Herrn spielen oder auf der Bärenhaut liegen, das gibt's nicht. So gut wie ich und jeder andere, müssen auch Sie sich auf meinem Hof Ihr Brot mit redlicher Arbeit verdienen, und auch die Schnapsflasche werden Sie sich wohl so nach und nach — langsam aber sicher — abgewöhnen müssen.“

So hielt der alte Hoffmann dennoch früher seinen Einzug in das Reinhardt'sche Haus als seine Tochter, Frau Marie Reinhardt aber, doppelt entrüstet, weil ihr Sohn ihr sein Vorhaben mit keiner Silbe angedeutet hatte, sprach fast einen Monat kann das Allernotwendigste mit ihm, und die jungen Rodenauer schüttelten wieder mal die Köpfe über den Mann, den sie noch vor kurzem so gern als Herkules in den Augiasstall ihrer Gemeindevertretung geschickt hätten. (Diesen Vergleich hatte der sehr gelehrige Gustav Seeger vom Militär mitgebracht.) Ja, selbst der Doktorbauer, der doch schon aus Schuldgefühl Gottfried recht gab, wo er nur konnte, machte ihm Vorwürfe: „Von Herzen gut gemeint mag das ja sein, was Du da getan hast; nur wirklich gut ist es gewiß nicht. Denn wenn der Güte die vernünftige Ueberlegung abgeht, dann hört sie auf, wertvoll zu sein!“

„Ich kann Trudes Eltern, da sie nun einmal Mann und Frau sind, nicht voneinander trennen,“ erwiderte er kurz angebundenen Tones.

„Treuen kannst und sollst Du sie gewiß nicht voneinander. Aber wenn Du sie nicht im Armenhause lassen willst — was gewiß in der Ordnung ist —, so mußt Du zusehen, ihnen außerhalb Deines Hauses eine kleine Wohnung zu beschaffen. Es ist um Eltern- und Kindesliebe gewiß eine heilige Sache. Aber Du übertreibst das — Du längst das falsch an. Der Vorteil, den Du Deinem Schwiegervater durch die Umgestaltung seiner Lebensverhältnisse zu bereiten gedenkst, wird sehr problematischer Natur bleiben. Vor allem aber darfst Du Deiner Mutter und Deiner Schwester, die ältere Rechte an Dich und Dein Heim haben, diese Rute nicht aufbinden. Und auch für Dich sehe ich aus all dem nur Verdruß und Freundlosigkeit entstehen!“

Gottfried zückte die Achseln und schwieg. Was ihm auf den Lippen brannte: „Wenn Du um meiner Mutter künftiges Belagen so besorgt bist, warum nimmst Du sie nicht herüber, in Dein Haus? Oder siehst Du's nicht, wie gern sie Deine Frau werden möchte?“ — das wagte er doch nicht zu sagen.

* * *

Schon Anfang März, ehe noch das halberstarke, von Vorfrühlingsstürmen umbrante, von Regengüssen gepeitschte Land wieder nach der fleißigen Hand des Pflügers und Sämannes rief, führte Gottfried Reinhardt seine Braut aus der elenden Unterkunft des Armenhauses über Standesamt und Kirche hinweg in sein eigenes, fast zu großes Haus, mit dessen Dasein er sich noch immer nicht ausgesöhnt hatte, und das ihm auch an seinem Hochzeitstage so fremd erschien wie je. Nur die Hoffnung, die im vergangenen Sommer den Heimgelakerten beim heiteren Anblick der reifenden Getreide-

felder manch liebes Mal frohgemacht: daß es in nicht allzu vielen Jahren seiner Mühe und Arbeit Kranz und Krone werden würde, von seinen auf die hohe Kant egelegten Talern den zweistöckigen roten Kasten mit den vergoldeten Balkongittern und der protzigen granitenen Freitreppe wieder wegreißen und — ob die Rodenauer ihn deshalb auch für verrückt erklären mochten — wieder ein gediegenbehagliches Bauernhaus, ganz ähnlich dem, in dem er geboren, auf seiner Väter Scholle aufbauen zu können — diese Hoffnung hegte Gottfried nicht an seinem Hochzeitstage.

Denn neben der trüben Gewißheit, daß aus der schwülen Spannung, in der seine Mutter und seine Schwester gegen die beiden alten Hoffmanns und bis zu einem gewissen Grade auch gegen Trude verharren, manch ein Ungewitter über seine junge Ehe hereinbrechen würde, hatten ihm die letzten Wochen noch eine andere trübe Gewißheit gebracht, die nämlich, daß ein Bauer, der an einer schweren Schuldenlast zu tragen hat, zufrieden sein muß, wenn er sich gerade so durchschlägt. Daß so ein armer Bauer kaum genügend Groschen für die Ergänzung oder Neuanschaffung des Notwendigen, niemals aber für die Ergänzung oder Neuanschaffung des Angenehmen, Behaglichen und Schönen zurückzulegen vermag. Die Januarzinsen hatte er ja von dem Ertrage der für seinen Wirtschaftsbetrieb überflüssigen Hafer- und Kartoffelvorräte glatt und pünktlich an Plathe abführen können. Wie er aber die Aprilzinsen, geschweige denn die Julizinsen bei Heller und Pfennig zusammenbringen sollte, das erschien ihm vorläufig noch als ein schwer lösbares Rätsel. Denn auch an seinem Bucho etwas zu verdienen, hatte er keine Hoffnung mehr. Hätte der Vorleger, seinem Versprechen gemäß, sonst nicht längst einmal etwas von sich hören lassen müssen? . . .

Der Winter, der in den Nächten noch immer seine Herrschaft ausübte, war diesmal ein besonders heimtückischer Geselle gewesen. Mit beständigem Wechsel zwischen Matschewetter und grimmigstem Blachfrost hatte er den Herbstsaaten schlimmen Schaden getan. Viele Rodenauer, auch Gottfried und der Doktorbauer, hatten sich längst mit dem Gedanken abgefunden, daß größere Teile ihrer tiefgelegenen Winterungsschläge nach dem Auftauen wieder umzupflügen und mit Sommergetreide oder Kartoffeln neu zu bestellen wären. Der dazu notwendige Verbrauch an Saatgut mußte aber in die noch vorhandenen Erntebestände, die man im Laufe des Frühling gern noch bei steigenden Preisen zu Gelde gemacht hätte, ein gewaltiges Loch reißen, sie wohl gar ganz aufzehren; und es konnte schließlich leicht geschehen, daß man, um seinen Viehstand auf der Höhe zu halten, gezwungen war, selbst Futtermittel zu kaufen oder — zu borgen. Das kam gewiß überall einmal vor und war auch in Rodenau schon oft genug dagewesen; es hatte aber auch in Rodenau schon manchen von Haus und Hof getrieben.

Amtsvorsteher Friese, der gleichzeitig Landesbeamter für Rodenau und Zerlitz war, wickelte die Formalität der bürgerlichen Eheschließung mit fast beleidigender Fixigkeit ab. Denn er hatte, woraus er zu Plathes Befriedigung gar kein Hehl machte, alle Unterzeichner des — wie er wohl wußte — nicht gegen Berlin, sondern gegen ihn selbst gerichteten Schutzvertrages „gefressen“. Pastor Reimer aber hielt bei dem geistlichen Trauakt vor versammeltem Volke — waren auch nur die Zengen als Gäste geladen, so hatte die Neugierde an diesem Sonntag doch das ganze Dorf in die Kirche getrieben — eine der wenigen umständlich vorbe-

reiteten Reden seines Lebens. Einmal, weil er nach der Lektüre des so rasch berühmt gewordenen Zuchthausstagebuches das Gefühl hatte, er hätte an seinem Gemeindeglied etwas gutzumachen, und dann auch, weil sein vom Konsistorium hochgeschätzter Amtsbruder, der Zuchthauspfarrer Christ, eigens aus Berlin nach Rodenau gekommen war, um seines einstigen Pflegebefohlenen Trauung beizuwohnen.

„Gräme Dich nicht darum, Du junger Ehemann, daß Du vor Deinen irdischen Richtern Dein Recht nicht findest,“ sprach Pastor Reimer. „Trage Dein Haupt hoch in dem Bewußtsein, daß Du dereinst mit reiner Stirn und reinem Gewissen vor Deinem Gott hintreten kannst: Herr, du weißt, daß ich schuldlos gelitten habe!“

Nein! rief es in Gottfried. Ich bin mit dem „stolzen Bewußtsein“ meiner Unschuld nicht zufrieden. Ich will mein Recht nicht nur im Jenseits — auch auf Erden will ich es. Denn hier neben mir steht mein Weib. Und wenn mein Weib mir Kinder gebiert — und das ist nach Gottes Gesetzen des Weibes Bestimmung —, so soll da keiner auftreten, irgendwo und irgendwann, und soll zu ihren Kindern sagen können: „Ach, Ihr! Wer seid Ihr denn? Hat Euer Vater nicht wegen Totschlages fünf Jahre im Zuchthause gesessen?“ Nein . . . das soll nicht geschehen! Mein Recht will ich, mein Erdenrecht! Gott, gib mir mein Recht! Und willst Du's mir nicht meinetwegen geben, so gib mir's um meines Weibes willen — gib mir's um der Kinder willen, mit denen Du ihren Leib segnen magst!

„Amen!“ sprach Pfarrer Reimer in diesem Augenblicke mit besonders feierlichem, weithin hallendem Ton; denn seine Rede war zu Ende, und er wußte ja nicht, daß der, an den er sie gerichtet, ihren letzten Teil nur gleich einem dumpfen, unverständlichen Lärm an seinem Ohr hatte vorüberbrausen lassen. Und die Orgel setzte ein und erfüllte das Gotteshaus mit mächtig rauschenden Klängen.

Da nahm Gottfried das „Amen“ wie eine frohe Verheißung und drückte seines jungen Weibes Arm noch fester an sich.

Ueber das von tiefer Bewegung blasse Gesicht Trude Reinhardts, die noch vor ein paar Stunden Trude Hoffmann geheißen hatte, ging ein Lächeln des Glücks, und so stolz schlug ihr Herz unter dem schimmernd-weißen Seidenkleide, daß es keiner Königin stolzer hätte schlagen können. Das nämlich hatte Gottfried — so bis zum Äußersten sparsam er auch sonst in allen Dingen war — sich nicht nehmen lassen: das Hochzeitskleid seiner Braut mußte genau so fein und kostbar sein, wie nur je eine der reichen Rodenauer Bauerntöchter am höchsten Blütetage ihres Lebens eines getragen hatte.

Als der Hochzeitswagen aber nach der kurzen Heimfahrt durch die märzwinddurchbrauste Dorfstraße seine Gäste abgesetzt hatte, gab es nicht etwa die übliche Feier an weißgedeckten, mit Braten und Kuehen, mit Wein und Bier bis zum Brechen beladenen Tischen, an denen Bauern und auch andere Sterbliche sich so gern ihres kurzen Lebens freuen — nein! Kaum daß man sich die Zeit nahm, mit einem Gläschen selbstgekelterten „Strauchheimers“ auf das Wohl des jungen Ehepaares anzustoßen; dann wickelte sich Pfarrer Christ schon wieder in seinen Havelock, um vor seiner Rückkehr zu dringenderen Pflichten rasch noch einmal mit dem Doktorbauer in dessen Haus hinüberzugehen und dort nach dem jungen Manne zu sehen, den er nach der kürzlich erfolgten Entlassung aus dem Zuchthause nach Rodenau geschickt hatte, damit er im Frieden der ländlichen Scholle unter Jörg Reinhardts starker Anleitung doch noch zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft würde.

Karl Ernst hieß dieser junge Mensch und war einer von den vielen, deren Elternhaus eine Stätte der Zwietracht, der äußeren und inneren Verwahrlosung gewesen, eine Stätte der Sittenverderbnis für die, denen es immer und immer eine Schule alles Guten, Hohen, Stolzen und Edlen sein soll. Wie aber kann der ein guter Mensch werden, dem des Vaters Beispiel, der Mutter Wort nur immer und immer zu beweisen trachtet: Je schlechter wir sind, desto leichter gannern wir uns durchs Leben . . . ? Wie soll der in dem lockenden Irgarten der Großstadt nicht zum Dieb werden, der in sich und neben sich keinen Führer hat, neben dem nur immer der Verführer einhergeht, raumend, flüsternd, Pflücke dir, du Armer, von den Früchten um dich her, so viel du nur immer heimlich erraffen kannst!

Bist du aber zum Dieb geworden, du Halt- und Führerloser, der du kaum der Schule entwuchsest, so packt dich des Strafgesetzes harte Faust, straft dich, sperrt dich mit alten Verbrechern zusammen, die in der hohen Zahl ihrer abgessenen Jahre ihre Ehre und ihren Stolz erblicken, gibt dich dem unheilvollen Einflusse preis. Und hast du deine Strafe verbüßt, so wirst du wieder auf die Straße gestoßen, wieder halt- und führerlos. Und wieder strachelst du in deines Lebens Not und fällst von Stufe zu Stufe . . .

Nun aber kommt einer und bietet dir die Hand: Her zu mir! Ich stütze dich. Ich nehme dich an mein Herz, als wärest du mein Sohn. Ich leite dich in ein neues, gesundes Leben. Ich will; also wolle auch du! Und da ist es, als ob ein Wunder mit dir geschehe. Die Vergangenheit verliert ihre Macht; du staunst über dich selber: Ich wußte ja gar nicht, daß auch in mir der Trieb zum Guten schlummerte!

So ist es Karl Ernst ergangen.

Doch, was der Doktorbauer an ihm tut, das tut er nicht nur aus dem erdrückenden Gefühl seiner Schuld heraus — seiner Schuld gegen Gottfried, seiner Schuld gegen den heiligen Geist der Wahrheit —, das tut er auch um seines mißratenen Sohnes willen, den er in falscher Rücksicht auf seine immer der Schonung bedürftige Frau, zuletzt auch durch sein eigenes Verfehlen irre an sich selber, nicht so auf Schritt und Tritt im Zügel gehalten hat, wie er ihn heute wohl halten würde, könnte er, gerüstet mit all seiner Erfahrung, seine Ehe noch einmal von vorn anfangen . . .

Da steht nun Karl Ernst, der Zweiundzwanzigjährige, im Garten, in dem er eben dabei war, mit blankem Spaten die ersten zähen, kaum aufgetauten Schollen umzugraben, obgleich es Sonntag ist. Denn er kann ja auch am Sonntag nicht ruhen. Er hat die Schneeglöckchen unter dem noch grauen Fliedergesträuch läuten gehört: Bald wird es Frühling! Und da will auch er mit seinen schwachen Kräften helfen, daß es in seines Herrn Garten, in seinem Garten, nur rasch Frühling werde, von Beet zu Beet. Wie schön muß das sein: ein Frühling hier draussen! Nie haben seine armen, früh im Staub und Ruß der Fabriken müde gewordenen Großstädteraugen einen Frühling werden sehen!

Da steht nun Karl Ernst zwischen dem Doktorbauer und Pfarrer Christ und weiß nicht, welchem von beiden er sich mehr verpflichtet fühlt, welchen von beiden er mit beschämteren und doch auch wieder freudigeren Blicken suchen soll. Schließlich ziehen Pfarrer Christs in reiner Herzensgüte leuchtende Augen, in denen das Hilfflehen und die Dankbarkeit von tausend Schiffbrüchigen ihre Spur zurückgelassen haben — ihn doch mächtiger an. Da reißt es wieder an ihm; er nimmt die schwielige, rissige Hand noch einmal vom Griff des Spatens und tastet nach der Hand des Mannes, dessen nim-

mermüder, unverzagter Beistand ihn vor der Zuchtlauszelle schlimmsten Gefahren behütet hat. Sich niederbeugen, seines Helfers und Retters Hand küssen möchte er, wenn er sich's nur getraute.

Auch der Doktorbauer sieht die reinen, die starken Augen Pfarrer Christs. Mehr als je seit langen Monaten drückt ihn heute keine Schuld, heute, wo der, den er unglücklich machte durch seine Feigheit — „Ja, es war auch Feigheit dabei; suche Dich nicht selbst zu betrügen!“ — ein anderes junges Leben an das seine band. Und wenn nun das Schicksal schwarze Wolken heraufführt — zwei junge Menschen sind's dann, zwei oder mehr noch, denen Du durch Deine Feigheit das Leben zerstörtest!

Auch an dem Doktorbauer reißt es, als er in die reinen, starken Augen Pfarrer Christs blickt. Könntest Du einmal die Last, die Dich erdrücken will, von Dir abtun, in einer rückhaltlosen Aussprache! Diesem Manne könntest Du Dich offenbaren; ihm könntest Du sie gestehen, Deine zwifache Schuld. Er würde begreifen. Er würde Dir raten, was Du tun sollst. Er würde Dir das Rechte das Allerbeste raten! Erst seit wenigen Minuten kennst Du ihn von Angesicht zu Angesicht. Aber gibt es nicht Menschen, denen wir Vertrauen schenken, die wir liebhaben müssen von dem Augenblicke an, in dem sie vor uns hintreten?

„Würden Sie nicht auf ein paar Minuten mit in mein Haus kommen, Herr Pfarrer?“

Christ merkte schon am Klange der Stimme, daß da wieder einer vor ihm steht, der ihm ein beladenes Herz ausschütten möchte.

„Gern!“ antwortet er; und der Doktorbauer führt ihn in sein Haus. Drinnen aber, in der dumpfen Stube, kriechen die schwarzen Schatten gleich wieder aus allen Winkeln hervor, legen sich auf des gequälten Mannes Brust, greifen ihm an die Kehle, lähmen ihm die Zunge. Er kann nicht reden, er kann nicht . . .

Christ blickt ihm groß an mit seinen gütigen Augen; da muß er doch irgend etwas sagen. Und so spricht er von einer ganz anderen Angelegenheit, als von der er hat sprechen wollen; aber schwer genug bedrückt auch diese seine Seele.

„Sie wissen, Herr Pfarrer, ich hab' einen Sohn, der über mich und über — andere schon viel Kummer gebracht hat. Nun hab' ich erfahren, daß er in Berlin . . . nicht eben weit von Ihnen . . . mit einem begüterten jungen Manne ein Bankgeschäft etabliert hat. Ich hab' mich erkundigt und die beste Auskunft erhalten. Doch was sind Auskünfte von Fremden, die man bezahlt? Alle meine engeren Beziehungen zur Welt aber hab' ich seit lange verloren. Würden Sie mir nun wohl den Dienst erweisen — vielleicht darum, weil ich Gottfried Reinhardts Onkel bin —, im stillen nachzuforschen, wie mein Sohn lebt, ob noch Hoffnung besteht, daß doch noch ein anständiger Mensch aus ihm werden wird? Ihre Verbindungen, meine ich, reichen weit. Wollen Sie mir den Dienst erweisen?“

Pfarrer Christ nickt wieder nur und sagt: „Gern!“ Dann drückt er dem Doktorbauer die Hand und geht. Es ist höchste Zeit für ihn, nach Zerlitz zu kommen. Den Zug, der ihn von dort seinen Amtspflichten wieder zuführen soll, will er nicht versäumen.

Wie die Tür aber hinter Christ ins Schloß fällt, ist es dem Doktorbauer, als wäre seine Stube nun mit einem Schlage noch dunkler, noch dumpfer geworden, als wäre nun gar kein Licht, gar keine Luft mehr darinnen, als müßten die Schatten, die gleich ins Riesenhafte anwachsen, ihn zu Boden reißen! Als müßte er in seiner Seelennot dem Scheidenden nachrufen: Du, der du so vielen halfest, hilf auch

mir! Rette mich! Rette mich vor meinem Gewissen!

Aber er kann sich nicht rühren. Die schwarzen Schatten hängen sich an ihn, halten ihn fest. Und da an der Tür steht der schwärzeste, der größte von ihnen, breit, massig, riesenhaft: die Feigheit, die Furcht vor dem Zuchthaus. Denn ja . . . das wird Pfarrer Christ, der Zuchthausgeistliche, zu ihm sagen: „Wir sind alle untertan der Obrigkeit, die Gewalt über uns hat. Gehen Sie hin und stellen Sie sich Ihren Richtern!“ Das wird er sagen.

Mit einem gurgelnden Stöhnen schlägt der Doktorbauer, der von zahllosen, am Schreibtische durchwachten Nächten, von Gram und Reue Entkräftete, ohnmächtig auf die Dielen seiner dunklen dumpfen Stube.

* * *

Nein . . . ein Jubeltag war Gottfried Reinhardts Hochzeitstag nicht für seine Nächsten und Freunde. Gustav Seeger, der es mit seinem Schimpfen und Aufdentschlagen durchgesetzt hatte, daß er an Gottfrieds Statt als Kandidat für die Gemeindevahl aufgestellt worden war, feuerte, als er nach Hause kam, seinen erst zur eigenen Hochzeit angeschafften Zylinder ins Kleiderspind, daß es nur so polterte, und sagte: „So nieß hätte sich der Reinhardt nun doch nicht zu machen brauchen. Dagegen ist ja n'e Armeleutshochzeit die reine Krönungsfeier!“ Und seine junge Frau hatte an diesem Tage wahrhaftig keinen Flitterwochengenossen nach junger Frauen Geschmack an ihm.

Auch Frau Marie Reinhardt hatte sich, nachdem der Doktorbauer und Pfarrer Christ ihrer Wege gegangen waren, schnollend ins erste Stockwerk zurückgezogen, dessen eine Hälfte ihr als Ausgedinghausung zur Verfügung stand. Elsbeth aber, die arme, war an diesem Tage überhaupt noch nicht zum Vorschein gekommen. Wie ein weidwundes Wild verkroch sie sich mit ihrer Schande nun schon Monat um Monat vor den Augen der Menschen.

Der einzige, der Gottfrieds und Trudes Hochzeit in angemessener und üblicher Weise feierte, war Schwiegervater Hoffmann. Schon in aller Herrgottsfrühe und noch dazu auf nüchternem Magen hatte er sich an dem für die Knechte und Mägde besorgten Festtrunk so gütlich getan, daß er gegen neun mit schweren Beinen und noch schwererem Kopf auf den Heuboden hatte klettern müssen. Nach dreistündigem Schlummer wieder munter geworden, hatte er des Kirchganges wegen das ganze Haus leer gefunden, und nun, von niemand gestört, sich erst „richtig sattgetrunken“, so recht von Herzen satt, daß er gleich unten auf der Scheuenteufe über einen Haufen Stroh hingestolpert war und nun gewiß mit dem Ausschlafen seines Rausehes reichlich bis zum nächsten Morgen zu schaffen haben würde . . .

An all das aber dachten die beiden jungen Eheleute nicht, als sie sich nun allein in dem großen Zimmer mit den dunklen Möbeln gegenüberstanden allein. An nichts Trübes dachten sie, sondern nur an das Helle, Strahlende: daß sie nun vor Gott und den Menschen eins waren, daß nun keine Macht der Erde sie mehr zu trennen vermöchte. Zärtlich nahm Gottfried sein junges Weib, das doch noch seine Braut war, bei beiden Händen und sah sie an, lange, lange, als könnte er sich nicht satt sehen an ihr.

Ihr aber schossen die Tränen in die Augen, die doch selbst bei den gefühlvollsten Stellen der Reimer'schen Rede trocken geblieben waren: die Arme um des geliebten Mannes Hals warf sie und schmiegte sich fest an seine Brust.

„Du . . . Du! -- Ich bin Dir ja so gut . . . so gut!“

Gottfried griff leise nach dem Kranz in dem braunen Haar, ließ die Hand aber gleich wieder sinken.

„Schade,“ sagte er: „so schön siehst Du aus, daß ich Dich immer so um mich haben möchte, immer!“

„Als Puppe im Glaskasten, nicht wahr?“ lachte Trude, während ihr noch die Tränen in den Augen standen, und immer noch an ihres Mannes Halse. „Das würde Dir bald leid werden!“

Gottfried schüttelte den Kopf wie ein großer Junge, und mit verträumtem Lächeln glitt sein Blick über sie hin.

„Weißt Du, es ist schon lange her . . . in der Zeit, als ich noch drüben beim Onkel Jörg wohnte. Du magst damals so dreizehn, vierzehn Jahre alt gewesen sein, an der Stelle, wo jetzt der Jagdpächter seine Villa baut, an einem Sommersonntagabend mit einem Dutzend anderer Mädels aus dem Dorf. Kränze hattet ihr Euch geflochten und aufgesetzt, weiße Kränze. Da dacht' ich gleich: Hoffmanns Trude ist doch die hübscheste von allen, und wie fein muß die einmal als Braut aussehen. Ich glaube, ich bin Dir schon damals gut gewesen und habe es nur nicht gewußt!“

„Ach Du!“ Trude küßte ihn. „Ich werde noch ganz eitel werden, wenn Du mir solche Sachen sagst.“ Dann nach kurzem Zaudern, mit einem verzagten Seufzer: „Da ich aber nun so ganz arm zu Dir gekommen bin, so bettelarm, und Dir nichts mitgebracht habe als meinen guten Willen, so will ich mir Deine Liebe alle Tage neu verdienen, genau so, wie ich mir früher meinen Lohn bei Dir verdient habe. Und ich will gleich heute damit anfangen, damit Du mir nicht nächsten Sonnabend bei der Aufrechnung vorwerfen kannst, daß ich was versäumt hätte!“

Dabei zog sie schon die erste der Nadeln heraus, mit denen Schleier und Kranz auf ihrem braunen Haar zusammengesteckt waren.

„Heut' ist doch Sonntag,“ protestierte Gottfried und hielt wieder ihre Hände fest.

„Wollen Deine Leute -- es kommt mir ordentlich schnurrig vor, daß ich nun wieder in Deinem Hause bin und doch nicht mehr zu ihnen gehören soll -- heute nicht essen? Und will das Vieh in Deinen Ställen heute nicht seine Ordnung haben?“

Gottfried schwieg. Durch seinen Kopf zog blitzhaft die Erinnerung, daß Reimer ihm einst, am Konfirmationstag, den Spruch mitgegeben hatte: „. . . Wenn unser Leben köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“

„Ja,“ klang es ihm wie ein Widerhall seiner Gedanken vom Munde, „viel Mühe und Arbeit wird auf Dir liegen, Trude. Leicht wirst Du's nicht haben bei mir!“

„Immer leicht -- solange Du mir ein frohes und glückliches Gesicht machst, Friedel!“

Da stand das Vergangene schon wieder vor ihm, die Schmach, die er nicht abwaschen, von der er nicht los- und freikommen konnte. Aber sogleich sah er auch den Ausdruck banger Sorge, den sein Schweigen auf Trudes Antlitz hervorrief.

„Ja, das will ich . . . Dir immer ein frohes und glückliches Gesicht machen!“ antwortete er und umschloß ihre Hände, die er noch immer in den seinen hielt, mit festerem Druck.

XII.

Um seinen eingesehenen Feind in der eigenen Schlinge zu fangen, hatte Administrator Friesc austreten lassen, die Stadt Berlin würde für jeden



Morgen „je nach Lage“ tausendfünfhundert bis zweitausend Mark zahlen und am liebsten die ganze südliche Hälfte des Rodenauer Gebietes bis an die Gärten heran aufkaufen. Die Stadt Berlin dachte natürlich nicht daran; aber die Jungen, die sich ihre Köpfe durch die Vorbereitungen für die mit Riesenschritten näherrückende Gemeinderatswahl von Tag zu Tag mehr erhitzen, und auch einige Alte, die nichts nötiger brauchten als Geld, oder die die Not und Plage mit der Stoppelhopserei bis zum Halse hinaus satt hatten, phantasierten sich in ein wahres Fieber hinein. Ja, gleich einem Goldstrom wären ungeheure Summen Geldes in ihre Häuser geflossen, hätte Plathe nicht mit seinem „Schutzvertrag“ — das Wort begann wie ein Kriegsgeschrei zu wirken — die Zerlitzter Grenze entlang einen Staudamm gezogen!

Dieser Halunke, der Plathe! Er natürlich — er hatte ja Geld wie Heu, er bekam Zinsen von allen Ecken und Enden, er brauchte keine zu zahlen. Auf seinem großen Besitze lastete nicht einmal die eine Hypothek, die sich sonst jeder, auch der reichste Bauer auflängt, um den Fiskus und die Kommune nur gar um ein paar Taler jährlicher Steuern zu prellen. Aber die anderen, bei denen die Hypotheken bis zum Dach, oder gar die ganz Armen, bei denen sie bis zur Schornsteinbekrönung reichten — wäre denen nicht ein für allemal gehollten gewesen, wenn sie fünfzig oder hundert Morgen zu dem gebotenen Riesenpreise hätten abstoßen dürfen? Alle Schulden wären sie mit einem Schlage los und eines sorgenfreien Lebens bis an ihr seliges Ende sicher gewesen! Und von der Umsatzsteuer, die in den Gemeindegeldsäckel geflossen wäre, hätte man die Dorfstraße neu pflastern, ein neues Schulhaus bauen, der Kirche einen neuen Turm aufsetzen — überhaupt dem ganzen Orte ein würdiges und schönes Aussehen verleihen können, was wahrhaftig bitter not tat. Und alle diese herrlichen Aussichten, diese ganz sicheren Aussichten machte der Schuft zunichte, nur, um seinem Gegner einen Schabernack zu spielen!

„Wenn er nicht etwa seine ganz besonderen gemeinen Hintergedanken dabei hat!“ warf Gustav Seeger blinzelnd ein. „Ihr wißt doch, daß er uns, mir und meinem Vater, fünfhundert Em für den Morgen geboten hat, fünfhundert Em bei zweitausend notorischem Wert! Der Gauner!“ Und gleich setzte ein anderer hinzu: „Sicher! Aushungern will er uns, der Gauner! Zwingen will er uns, unser Land um ein Landergeld an ihn loszuschlagen, damit er's nachher mit dreihundert Prozent Verdienst weiterverkaufen kann. Die Knochen im Leibe müßte man ihm kaputschlagen, dem verdammten Gauner!“

Plathe, den viele der Jungen schon nicht mehr grüßten, dem ein im Schutze abendlicher Dunkelheit unerkannt Gebliebener sogar eins auf den Hut gegeben hatte, — Plathe bekam es mit der Angst. Er sah seine Mächte ins Wanken kommen — seines Intimus Brückner Partie bei der Gemeindevertreterwahl stand ohnehin fast aussichtslos; wie lange würde es dauern, dann hatten die Jungen ganz die Oberhand in der Gemeinde, und von den alten Freunden um ihn her flog einer nach dem anderen aus dem Rate. Wie lange noch und auch er selber war wieder nichts weiter als eben der dicke Bauer Plathe! Klein beigegeben aber wollte er auch nicht. Sollte etwa Friese, gegen den er sich in einen immer erbitterteren Haß hineineiferte über ihn triumphieren? Nein, und tausendmal nein!

Doch das Glück, das dem dieken immer hold gewesen war in seinem Leben, ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Sein künftiger Schwiegersohn, dessen Geschäftsgeist sich so über Erwarten günstig ent-

wickelte, hatte in Berlin, während seiner leider vergeblichen Bemühungen um die Polizeileutnantskarriere, einen Reporter kennen gelernt, der sich die von ihm aufgebrachten Neuigkeiten gern doppelt bezahlen ließ. Und mit Hilfe dieses Reporters brachte der kluge Waldemar folgende raffiniert erlundene Notiz in die Zeitungen: „Der schon seit Jahren in der Luft liegende Plan, eine der schönsten Perlen unserer Mark, das von Berlin aus leider allzu schwer erreichbare, lieblich zwischen Wald und Wasser eingebettete Rodenau, den naturhungrigen Großstädtern bequem zugänglich zu machen, ist endlich seiner Verwirklichung um einen großen Schritt nähergerückt. Wie wir nämlich aus sicherster Quelle erfahren, hat sich in aller Stille eine äußerst kapitalkräftige Gesellschaft gebildet, die nicht nur eine Privatbahn nach Rodenau bauen, sondern dort auch größere Terrains zur Anlage einer Villenkolonie aufkaufen will. Da der Koloß Groß-Berlin seine Fangarme immer weiter ausstreckt, und bald going im Umkreise von dreißig Kilometern um die Reichshauptstadt Bauland nur noch zu Phantasiepreisen zu haben sein wird, so kann man dem neu gegründeten Unternehmen, an dessen Spitze die namhaftesten Börsenmänner und Volkswirtschaftler stehen, nur Glück wünschen und seinen weitschauenden Plänen das beste Gedeihen prophezeien.“

„So!“ sagte Plathe im mild verzeihenden Ton einer unverdient gekränkten reinen Seele: „Nun seht Ihr doch wohl, wer's wirklich gut mit Euch meint!“ Sein Anhang gab, was er sprach, getreu wie ein Echo weiter, und die Rodenauer gerieten nun völlig aus dem Häuschen und sahen sich alle schon als zwei- bis zehnfache Millionäre. Von Reitpferdhalten und vierspännig auf Gummi Fahren träumten die einen, von einer Achtzimmerwohnung mit Dampfheizung, elektrischem Licht und allem sonstigen Großstadtkomfort träumten die anderen; und noch zu keiner Zeit hatte die Kronenwirtin in ihrem elenden Panschein einen so glänzenden Umsatz erzielt wie jetzt, wo die heiß geredeten Zungen der Rodenauer Bauern und Kossäten durchans mit etwas Besserem als mit „Aktienjauche gekühlt sein wollten.“

Einer von den zweien oder dreien aber, die nur den einen Traum träumten: wie erhalten wir uns und denen, die nach uns kommen, unsere Klitsche so wie sie ist? — war natürlich Gottfried Reinhardt. Mochte an dem Gründungsgerede nun wahr sein, was da wahr sein wollte, er würde nicht verkaufen, er würde ein Bauer bleiben, wie sein Vater und seine Urväter seit dreihundert Jahren Bauern gewesen waren!

Und doch sehlich immer wieder die Angst an ihn heran: Du kannst bei den Schulden, die auf dir liegen, und bei den vielen Lasten, die dich sonst noch drücken, die Wirtschaft nicht halten! Weißt du schon, wovon du deine Aprilzinsen bezahlen wirst, oder hast du's übersehen, daß der Abreiß-Kalender schon seit ein paar Tagen den April anzeigt? Worauf wartest du eigentlich noch? Warum rufst du nicht endlich den Viehhändler heran und verkaufst ihm die drei besten Färsen, die du im Stall stehen hast? Hast du dem Onkel Jörg auf seine Frage, ob du deine Zinsen zusammen hättest, nicht geantwortet: „Ja!“ — nur, weil du von ihm, gerade von ihm, auf keinen Fall Hilfe annehmen wolltest? Worauf wartest du eigentlich?

Den Jarwächter, der als Schwankfabrikant und Operettentextdichter in Literaturgeschäften gründlich bewandert war, hatte Gottfried unlängst gefragt, wie viel sein Verleger an dem Tagebuche eines Zuchthausgefangenen wohl verdient haben dürfte. Und der Schwankfabrikant, der ihn stets geistreich „Herr Kollege“ nannte, hatte geantwortet:

„Wenn ich nicht irre, sah ich neulich auf einem Exemplar Ihres Buches den Aufdruck: „neunzigstes Tausend“. Also dürfte Ihr Manager wohl auch neunzigtausend Mark bei der Sache eingestrichen haben. Versucht er, Sie nach bewährten Mustern übers Ohr zu haufen?“ „Nein, nein,“ hatte Gottfried geantwortet, war aber gleich nach Hause gegangen und hatte den Verleger an sein unverbindliches Versprechen, bei gutem Geschäftsgange ein angemessenes freiwilliges Honorar zu zahlen, in einem nicht gerade überhöflichen Briefe erinnert.

Bis nahe an den Fälligkeitstag hoffte Gottfried noch immer . . . Doch schon am Morgen des zehnten April, als er mit einer Fuhre Saatkartoffeln nach dem Schlag an der Zerlitzer Grenze fahren wollte, hielt ihn Plathe, dem der Kamm schon wieder bedenklich zu schwellen begann, auf offener Straße an und schloß seine barsche Zahlungsmahnung mit den Worten:

„Wenn die Zinsen fortan nicht pünktlicher eingehen, Reinhardt,“ — jetzt sagte er nicht mehr Friedel — „dann werd' ich Dir wohl die Hypothek kündigen müssen. Ich bin auch auf meine paar Groschen angewiesen!“

Da kehrte Gottfried mit seinem Gespann auf dem Fleck um, holte sich den Viehhändler, verkaufte ihm seine drei besten Jungkühe — weil unter dem wirklichen Werte mußte er sie fahren lassen, denn der Viehhändler hatte es bald genug weg, daß ihm das Geld not tat „wies liebe Brot“ — kratzte alle Taler- und Markstücke zusammen, die er sonst noch im Kasten liegen hatte, ging zu Plathe und „machte sich ehrlich“ — wie die Rodenauer zu sagen pflegten, wenn einer seine Schulden bezahlte.

Einige Tage später schrieb auch der Verleger irgendwo von der Riviera her, wo er sich „zur Kur“ aufhielt: „Sie sind sehr im Irrtum, wenn Sie meinen, daß ich an Ihrem Buch viel verdient habe. Um Ihnen zu Ihrem Recht zu verhelfen, habe ich mir die Sache so ungeheures Geld kosten lassen, besonders so riesige Summen für Reklame aufgewendet, daß mir selbst nur ein ganz bescheidener Nutzen geblieben ist. Diesen aber kann ich in Anbetracht der hohen Geschäftskosten, des großen Risikos und der vielen Arbeit, die mir Ihr Buch bereitet hat, amweniger mit Ihnen teilen, als ich selbst mit Sorgen zu kämpfen habe!“

Der Jagdpächter lachte, als Gottfried ihm diesen Brief des edlen Streifers für Recht und Gerechtigkeit zeigte.

„Sie könnten mich beinahe in meinem Menschenglauben irremachen, Herr Kollege, durch die Art, in der Sie diesem Schweinekerl Ihr Buch gaben, ohne sich die Zahlung eines angemessenen Honorars fest und sicher auszubedingen. Bisher meinte ich nämlich immer: So klug ist auch der Dümme, um zu wissen, daß da, wo der eigene Vorteil in Frage kommt, die Freundschaft und auch die Anständigkeit aufhört unter den Menschen!“

Gottfried erwiderte kein Wort, sprach auch sonst mit keinem Menschen, auch nicht Trude, eine Silbe über die Sache, sondern traß seinen gerechten Zorn still und stumm in sich hinein. Ja das war wohl so, daß da, wo der eigene Vorteil in Frage kam, die Freundschaft und die Anständigkeit anhörte unter den Menschen!

Welcher Mittel hatten sich nicht Brückner d. Ael. und Seeger d. J. bedient, um sich im Wahlkampf den Rang abzulaufen! Ihren Lieferanten: dem Schlächter, dem Bäcker, dem Schmied und dem Stellmacher, hatten beide (in dem Wahn, daß „die Konkurrenz“ das nicht fertig bringen würde) die Pistole auf die Brust gesetzt: „Wählst du mich nicht, sollst du nie im Leben mehr einen Groschen von mir be-

sehen!“ Brückner war gar zu den fünf Witwen des Dorfes gegangen, die als Grundbesitzerinnen für den Gemeinderat wahlberechtigt waren, und hatte sich von ihnen ein Schriftstück unterzeichnen lassen, worin sie ihm ihre Stimmen gaben. Und da er bei den Lieferanten den größeren Konsum hatte und sich außerdem beim Wahlakt in der „Krone“ vor aller Ohren laut und vornehmlich selbst wählte, so konnte er sich immerhin in dem erhebenden Bewußtsein sonnen, etwa ein Dutzend Stimmen auf einigermaßen ungewöhnliche Art für sich gerettet zu haben. — Trotzdem trug Gustav Seeger den Sieg davon. Kaum aber war er acht Tage am hohen Rat, da sah man zwischen ihm und dem Gemeindevorsteher eine innige Freundschaft entstehen, und bald kam auch der höhere Zweck des neuen Bundes ans Tageslicht: Plathe hatte Seeger das Geld, das dieser zur Erbaueinandersetzung mit seiner Schwägerin brauchte, zu dreieinhalb Prozent Zinsen auf Wechsel vorgeschossen.

Das alles erfuhr Gottfried Reinhardt, und noch hinter viele andere dunkle Schliche kam er, mit deren Hilfe dieser und jener, seine Nachbarn und Nächsten schädigend, zu möglichst ergiebigem Vorteil zu gelangen suchte. Und das Rechtsgefühl in ihm bäumte sich auf wie ein edles Pferd, das mit brutalen Peitschenhieben mißhandelt wird.

Auch in seinen eigenen vier Pfählen ging ja nicht alles nach Recht und Billigkeit zu. Die Mutter kümmerte sich, seit Trude Hoffmann ins Haus gekommen war, überhaupt nicht mehr um die Wirtschaft. Oben in ihrem Zimmer saß sie, nähte, stückte oder las. Mochte unten in Hof und Garten und Feld noch so viel Arbeit sein — jetzt im Frühling, wo jede Handbreit Landes nach ihrem Besteller rief —, mit keinem Fingerrühren machte sie sich nützlich. Nur ihr reichlich bemessenes Altenteil forderte sie prompt auf die Stunde: das wochenweise auszuzahlende Bargeld, das Fleisch, die Eier, die Milch, das Feuerungsmaterial. Und fragte nicht: Wird's Dir auch nicht zu schwer? Ja fragte nicht einmal: Wie steht's damit und damit? Wie weit bist Du mit dem Umpflügen der erfrorenen Wintermrgsschläge? Reicht Dein Saatgut? Hast Du den Hafer schon in der Erde? Ist das Kartoffelland bestellt? Wie stet's mit dem Klee und den Wiesen? Das alles schien gar nicht mehr für sie zu existieren. Konnte eine Mutter sich so engherzig in sich selbst verschließen, ganz anhören, Anteil zu nehmen am Sorgen und Streben des einzigen Sohnes, nur weil dieser in der Wahl seiner Lebensgefährtin gegen ihren Willen gehandelt hatte?

Immerhin . . . sie mochte tun und lassen, was sie wollte. Sie war die Mutter. Anders stand die Sache schon mit dem alten Hoffmann. Der fühlte sich als Herr, stahl dem lieben Gott einen Tag wie den andern und betrank sich einen Tag wie den andern am Schnaps, den er auf den Namen seines Schwiegersohnes bald in der „Krone“, bald im „Weißen Roß“ auf Borg nahm. Nicht nur ein nutzloses Glied der Wirtschaft war er, sondern geradezu ein Hindernis, weil er die Ordnung des Betriebes störte, weil er durch die frechen Reden, mit denen er auf Vorkhaltungen und Verweise antwortete, bei dem Gesinde und den Tagelöhnern die Achtung vor der Herrschaft untergrub. Muß ich darum, weil ich mein Weib lieb habe, diese Kette an meinen Füßen schleppen, bis sie in sich selber zerreißt? fragte sich Gottfried.

Doch zu einem noch schärferen Stachel als der Schwiegervater war ihm im Lauf der Monate seine Schwester Elsbeth geworden. Den Herbst und den Winter über hatte er sich gesagt: Hab' Mitleid mit ihr. Fasse dich in Geduld, bis sie ihre schwere



Stunde überstanden hat! Sie ist nun einmal eine Natur, bei der das Leben ganz zur Liebe, die Liebe ganz zum Leben geworden ist. Wie hat sie doch zu Fritz gesagt? — „Lieber will ich mit dir in der Hölle als ohne dich im Himmel sein!“ Und nun ist sie ohne ihn in der Hölle. Nun hat sie nichts, was sie liebhaben, nichts, woran ihr selbstsüchtiges Herz, das weder für die Mutter noch für den Bruder schlägt, sich festhalten kann. Aber wenn ihre schwere Stunde erst vorüber sein wird, dann wird sie wieder etwas zum Liebhaben, etwas zum Küssen und Kosen haben: ihr Kind, des geliebten Mannes Kind! Und in der Sorge um ihr Kind wird sie aus ihrer Schmach emporwachsen zu einem fleißigen, tüchtigen Menschen . . . So hatte Gottfried gedacht.

Aber seiner Schwester schwere Stunde war vorübergegangen — just am Tage nach seiner Hochzeit; und nun lag neben der jungen Mutter in der Wiege oder an ihrer Brust schon vier Wochen lang ein kleines, kraftstrotzendes Menschenwesen mit seines Vaters dunklem Haar und dunklen Augen. Aber wie Elsbeth, solange Fritz Reinhardt in Zerlitz gewesen, für nichts anderes Sinn und Interesse gehabt hatte, als für ihren „Herzschatz“, so drehte sich jetzt all ihr Denken und Tun einzig und allein um ihr Kind. Sie hatte in der Haustür gestanden, als der Viehhändler die drei Stück Jungvieh vom Hofe getrieben hatte. Sie hatte Gottfrieds blaßes, verschlossenes Gesicht gesehen und hatte nicht gerufen: „Halt! Lassen Sie die Färsen da; ich weiß, warum mein Bruder sie verkaufen muß. . . Er soll sein Vieh behalten; ich will ihm das Geld zum Zinsenbezahlen geben!“

Und sie hätte doch nur ihre Kasse aufschließen und die sechshundert Mark, die ihm gefehlt, herausnehmen brauchen! Aber immer dachte sie nur an sich; auch in ihrem Kinde liebte sie offenbar nur sich selber. Daß ihr Bruder sich bis zum Umsinken mühte und quälte, daß seine Wangen schon wieder schmal wurden, und auf seiner Stirne, in seinen Augen fast immer trübe Schatten lagen, sie sah es nicht. Daß ihres Bruders junges Weib von einer Arbeit zur anderen, vom Haus in den Garten, vom Garten in den Hof, vom Hof aufs Feld jagte, sie sah es nicht. Sie dachte nicht daran, die Gehetzte auch nur mit einer Handreichung zu unterstützen.

Gottfried fragte sie: „Hättest Du nicht einmal nahm die Milch, die Eier, das Holz von seinem Hof, wie sie's brauchte, ja sie nahm zur Reinigung ihres Zimmers, zu ihrer Wäsche die Kraft seiner Leute in Anspruch, als ob ihre Hände es wären, die ihnen

Und sie antwortete schnippisch: „Was geht mich der Anhang an, den Du Dir mit auf den Hals geheiratest hast!“

Aber auch sie wohnte in seinem Hause, auch sie Zeit, Elsbeth, nach der kranken Mutter Hoffmann zu sehen, während wir alle im Felde sind? Ihr nur zum Frühstück eine Tasse Milch, zur Vesper eine Tasse Kaffee ans Bett zu stellen?“ den Lohn gaben. Und fragte nie um Erlaubnis, hatte nie ein Wort des Dankes für den Bruder.

Von den nun bald dreitausend Mark Zinsen, die ihr von Jahr zu Jahr größer gewordenes Vermögen abwarf, gab sie höchstens gelegentlich ein paar Taler für Kleidung, ein paar Groschen für Näscherlein aus; alles andere legte sie immer wieder ihren Ersparnissen zu und rühmte sich noch gegen jeden, der's hören wollte, ein wie großes Kapital sie zusammenbringen würde, bis ihr Knabe einmal Geld brauchen könnte. Fritz hatte sie ihn genannt und hoffte wohl immer noch im stillen, daß der andere, der so hieß, eines schönen Tages den Weg zu ihr zurückfinden würde. Vielleicht wollte sie ihm auch

entgegengehen. Sobald ihr Knabe alt und reif genug für die hohe Schule wäre — so erzählte sie —, würde sie mit ihm nach Berlin übersiedeln. Alles würde sie an ihren Fritz verwenden, damit er es später nur gar recht leicht hätte im Leben. Zu ihrer Schwägerin Trude, mit der sie in einer unausgesprochenen, tief innerlichen Gegnerschaft lebte, gab sie diesem Gedanken sogar einmal in etwas phantastischer Form Ausdruck:

„Ich will meinem Kinde den Weg zur Sonne mit Rosen bestreuen!“

Trude wurde blaß, würgte indessen die herbe Entgegnung, die ihr auf den Lippen brannte, herzlich herunter. Während sie dann wieder über den Hof nach dem Garten eilte, dachte sie mit heißer Bitterkeit: Das möchte wohl jede Mutter, ihrem Kinde den Weg zur Sonne mit Rosen bestreuen. Nur mir wird das einmal bei meinem Kinde nicht so leicht werden, wie meiner lieben Schwägerin. Weder habe ich ein zintragendes Vatererbe wie sie, noch verstehe ich mich darauf wie sie, auf fremder Leute Kraft herumzusehmarotzen. Was ich Gutes haben soll im Leben für mich und mein Kind, das kann ich mir nur durch saure Arbeit schaffen!

* * *

Einige Tage später benützte Gottfried die mittägliche „Mußstunde“, während deren er auf das Sattwerden der Pferde warten mußte, um im Garten Leimringe zur Vernichtung der Raupen um die Baumstämme zu legen. Und um dieselbe Zeit gefiel es auch Elsbeth, im warmen Frühlingssonnenschein unter den knospenden Zweigen spazieren zu gehen; denn der jüngste der Erdenbürger in dem roten Hause, der nun schon die sechste Woche beschrie, hielt eben sein drittes Verdauungsschläfchen.

Gottfried fühlte, wie seine Brust von Tag zu Tag unter den Druck einer immer stärkeren Spannung geriet, so oft er seiner Schwester ansichtig wurde. Und weil ihm stets davor bangte, daß ein noch so harmlos begonnenes Gespräch mit ihr beim geringsten Anstoß eine üble Wendung nehmen könne, wich er meist jeder noch so kurzen Unterhaltung eifertig aus. Heute aber ging der gärende Unwille in ihm doch mit all seinen friedlichen Vorsätzen durch.

„Drüben hinter den Himbeeren müssen Bohnen gesetzt werden. Elsbeth. Hättest Du nicht Lust, Trude die kleine Arbeit abzunehmen? Der Hofjunge könnte die Löcher machen; Du brauchtest nur die Bohnen einzulegen — vier bis fünf Stück in jedes Loch — und Dich dabei nicht 'mal zu bücken. . .“ Ich denke mir, Du wirst im Sommer auch grüne Bohnen essen wollen! wollte er erst noch hinzufügen, verschluckte es aber, um den gefürchteten Anstoß zum Streit zu vermeiden, solange er sich irgend vermeiden ließe.

„Wer soll denn nach meinem Kleinen sehen derweile?“

Eine leise Röte — wohl der Entrüstung — stieg in Elsbeths Wangen, die sonst mit ihrer fahlen Blässe immer noch von zu vielen Stubenhocken zeugten.

„Das könnte doch wohl Mutter 'mal auf ein paar Stunden besorgen!“

„Ach . . . ich überlasse das Kind nicht gern jemand anderem — — — ich betreue es mir am liebsten allein!“

„Hast Du Angst, es könnte kaput gehen?“ brannte es Gottfried auf der Zunge. Aber wieder würgte er die herbe Entgegnung herunter, schwieg eine Weile, sah nach der Uhr. Wahrhaftig . . . es war Zeit, daß er zu den Gespannen kam, die heute den Gerstenschlägen die letzte Egge geben sollten.

„Sage 'mal — — —“ — nein, er konnte nicht immer nur still sein und still sein! — „sage 'mal, kommt Dir denn eigentlich nie das Verlangen, Dich

für das viele Gute, das Du bei mir hast, 'mal irgendwie erkenntlich zu zeigen?"

„Für das viele Gute, das ich bei Dir habe?"

„Ja! Oder meinst Du, die Milch, die Eier, das Holz, und was Du sonst noch von meinem Hofe nimmst, das regnet mir alles so vom Himmel? Meinst Du? Siehst Du nicht, daß ich jeden Groschen, jeden Pfennig um und um drehe, eh' ich ihn ausbeute? Daß ich mir keine Flasche Bier zu trinken, keine Zigarre zu rauchen getraue?"

„Hättest Dir ja kein — — — sie verbesserte sich: „Hättest Dir ja eine Reichere heiraten können als die Trude Hoffmann. Dann brauchtest Du Dich nicht so einschränken!"

„Ueber Heiraten und ähnliche Sachen, denk' ich, solltest Du — gerade Du, nicht mit mir zu rechten anfangen, Schwester! Aber ich will nicht bissig werden . . . Glaubst Du nicht, daß es Dir ganz gesund wäre, wenn Du Dich neben dem Gehabe und Getue mit Deinem Kinde gelegentlich auch 'mal mit etwas anderem, Nützlicherem, beschäftigtest?"

„Nützlicherem? Ich wüßte nicht, was es für eine Mutter Nützlicheres gäbe, als die Aufwartung und Pflege ihres Kindes!"

Ueber das selbstgefällige Pathos, das Elsbeth anschlug, mußte Gottfried laut auflachen. „Es gibt Frauen in Rodenau und auch anderswo, die mit drei kleinen Jöhren fertig werden und sich daneben noch ihr Brot verdienen müssen, Du! Und Dir sollte der Schreifritz nicht 'mal zwei Stunden Freiheit lassen? Jeden Tag zwei Stunden, Deinem Bruder und Deiner Schwägerin zu helfen? Kommt Dir denn auch jetzt, wo Du Mutter bist, wo Du für ein anderes junges Leben mit zu sorgen hast, nie der Gedanke, daß nicht Spielerei, sondern nur ernsthafte, nutzbringende Arbeit es ist, die dem Menschen Wert verleiht?"

„Wert verleiht — — ?" Aber Elsbeths Gedanken sprangen gleich wieder zu dem Kinde über. „Ich Sorge für mein Kind vielleicht besser, als hundert andere Mütter dies tun!"

„O — — ganz vorzüglich sogar sorgst Du für Dein Kind! Auf meine . . ." Er brach ab, bezwang sich noch einmal.

„Willst Du beleidigend werden?"

Elsbeths schroff herausfordernder Ton schloß wie ein Windstoß in Gottfrieds schwellenden Unwillen, entfachte ihn jäh zur hellen Flamme.

„Beleidigend! Was beleidigend! Ja! Auf meine Kosten sorgst Du für Dein Kind — jawohl: auf meine Kosten! Einmal muß ich Dir's sagen, gerade heraus: eine Perle von einer Schwester bis Du! Von Haus und Hof könnte Dein Bruder gehen . . . nicht mit einer Wimper würdest Du zucken darum. Aber das paßt mir nicht länger . . . Wenn ich allein für mich stände, möcht's noch hingehen. Aber daß Du Dich auch vom Schweiß meiner Frau nährst — nein, das kann ich nicht länger mit ansehen!"

Elsbeth war blaß geworden bis in die zuckenden Lippen.

„Wenn es einmal dahin kommt, daß für uns beide kein Platz mehr ist in diesem Hause, so habe nicht ich, so hast Du selbst Dir die Tür gewiesen!" antwortete Gottfried.

„Hahaha! Ein schöner Bruder bist Du, das muß man sagen."

Und nun wieder zornrot bis unter die blonden Haare, die sie sich seit kurzem schon wieder sorgfältig zu kräuseln pflegte, lief sie davon, packte ihre Siebensachen zusammen und siedelte mit ihrem Kinde noch an demselben Nachmittage ein Haus weiter zum einarmigen Bauern Lang über. Der hatte immer ein paar Stuben frei zur Vermietung an luft-

hungrige Sömmerngäste, die gehörig bei ihm bluten mußten. Der Schwester seines Nachbarn aber gewährte er die gewünschte Unterkunft verhältnismäßig billig, weil sie sich trefflich aufs Handeln verstand und weil er hoffte, seine neugierige Seele würde an all dem Interessanten, das die neue Mieterin doch zu erzählen haben mußte, wahre Festtage feiern.

Tags darauf schrieb Elsbeth an Gottfried einen geharnischten Brief, in dem sie behauptete, bei der Uebertragung des Bauerngutes an ihn zu kurz gekommen zu sein — sie hatte aber seinerzeit beim Notar ihr Einverständnis und ihre voll erfolgte Befriedigung ausdrücklich dokumentarisch kundgegeben — und in dem sie drohte, sie würde für den Fall, daß der Rodenauer Grund und Boden durch den geplanten Bahnbau und die Entwicklung zur Villenkolonie die erhoffte Wertsteigerung erführe, ihre weiteren Ansprüche auf dem Klagewege durchzusetzen wissen.

Geschwisterliebel grübelte Gottfried, und ein neuer Stachel bohrte sich in sein Herz.

Die Mutter lief ein paar Tage mit verweinten oder rotgeriebenen Augen an Gottfried und Trude vorbei, ohne zu grüßen, huschte auch, ebenso wie ihre Tochter, auffällig häufig über die Straße zum Doktorbauer hinüber. Mag er nur kommen und mich auf die Klagen der beiden hin zur Rede stellen! dachte Gottfried in fressendem Groll. Und wenn er beim Vornuffahren den Onkel grau und gebeugt drüben im Torweg stehen sah, grüßte er kurz und steif, ließ die Gäule langsam treten und wartete: Bindet er noch nicht mit dir an? — Ja, wenn es ihm nur nicht an Mut fehlte, wenn er nur nicht fühlen würde, daß sich zwischen ihm und dir eine gähnende Kluft aufgetan hat. Eine Kluft, über die er nicht hinwegzusetzen wagt, weil er fürchtet, daß du ihm mit dem Verdacht, den du gegen ihn hegst, ins Gesicht springen könntest. Denn daß du den Verdacht gegen ihn hast, den furchtbaren Verdacht, das spürt er, das muß er doch spüren an jedem deiner Blicke und am Ton jedes Lautes, der von deinen Lippen kommt . . .

Eines Morgens aber winkte ihm der Doktorbauer wirklich zu. „Gottfried!" Und dann gingen sie sich entgegen, beide in demselben langsambedächtigen Schritt, und standen sich mitten auf der Dorfstraße gegenüber. Keiner hatte den Mut, dem anderen frei und offen in die Augen zu sehen, beide wichen mit scheuen Blicken einander aus. Endlich hub der Ältere an, begann indessen von etwas ganz anderem zu sprechen, als von dem, wogegen Gottfried sich auf dem kurzen Wege vom Hoftor bis zum Strassendamm „bis an die Zähne" gewappnet hatte.

„Da der Karl Ernst so vorzüglich eingeschlagen ist," sagte der Doktorbauer — und Gottfried war es, als klänge seine Stimme merklich unsicher — „so hab' ich an Pfarrer Christ geschrieben, er möchte mir noch einen von seinen Leuten schicken, der vielleicht auch noch zu retten ist. Zwei von derselben Herkunft sind mir aber zu viel auf dem Hof; sie würden sich kennen; allzu leicht könnten die anderen Arbeiter merken, woher —; und für die beiden selbst wäre das enge Zusammensein gewiß am wenigsten zuträglich. Da wollt' ich Dich nun fragen: Möchtest Du den Karl Ernst nicht zu Dir hinübernehmen? Ich habe kaum je einen fleißigeren und treueren Menschen auf dem Hofe gehabt. Und Du tätest wirklich ein gutes Werk!"

Gottfried konnte nicht gleich antworten, so heftig schlug ihm das Herz. Denn ganz gewiß, ganz unzweifelhaft fühlte er, daß es dem Onkel nur darauf ankam, ihm für die schwere Zeit der Frühjahrsbestellung eine zuverlässige Hilfskraft zuzu-

schanzen. Was weder seine Mutter noch seine Schwester gemerkt hatten: daß er mit seinen paar Leuten die Arbeit nicht bewältigen konnte — der Onkel Jörg merkte es. Und dieser versteckte Versuch, ihn in seiner harten Bedrängnis beizuspringen, war also die Antwort auf die beweglichen Beschwerden, mit denen Mutter und Schwester dem Einsamen drüben doch sicher in den Ohren gelegen hatten! . . . Warum aber sagte er's nicht frei heraus: „Ich sehe, daß Du mit der Bestellung nicht fertig wirst, und daß Du, wie die Verhältnisse für uns Landwirte nun 'mal liegen, keinen Menschen kriegen kannst. Nimm also einen von meinen Leuten, nimm den Besten, den ich gerade habe!“ Warum sagte er's nicht offen und ehrlich? Warum? . . . Und die dunkle Stimme in Gottfrieds Brust rief: Das Schuldbewußtsein läßt seine Zunge Anflüchte suchen. Du sollst nicht merken, daß er sich dir verpflichtet fühlt, weil du dich sonst fragen könntest: Weshalb eigentlich fühlt er sich dir verpflichtet? Weshalb? Denn alle anderen um dich her leben doch nach dem Grundsatz: „Jeder ist sich selbst der Nächste!“

„Warum besinnst Du Dich solange?“ fragte der Doktorbauer. „Traust Du dem Karl nicht? Das hiesse eigentlich ebenso viel wie: Du traust auch mir nicht, der ich Dir mit meinem Wort für ihn einstehe!“

Jetzt fühlte Gottfried des Onkels Blick auf seinen Lidern brennen, die er noch immer gesenkt hielt. Etwas wie Scham quoll in ihm hoch.

„Ich — — ich dachte nur, Du hast doch wohl selber noch alle Hände voll zu tun!“

„Das muß ich doch wohl am besten wissen! Also soll ich Dir den Karl schicken?“

„Ja — wenn Du willst!“ Gottfried sah sich nach seinem Gespamm um, das ihm eben im Zuckeltrab durch die Torfahrt auf den Sommerweg nachgetrottel kau. „Nun muß ich aber — — die Pferde wollen nicht mehr stehen!“

„Du pflügst noch Kartoffelland auf dem Schlag an der Zerlitzer Heide?“ fragte der Doktorbauer, während Gottfried auf den Wagen sprang.

„Ja!“

„So werde ich Dir den Karl dahin nachschicken.“

Die Gäule, die nun schon bald ein Jahr lang in Gottfrieds guter Pflege standen und die auch die lange Winterruhe noch immer wie einen freudigen Kitzel im Blute spürten, fielen in Galopp. Und während Gottfried der frische Aprilwind nun die Nase blies, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn:

Du bist toll! Einen so fluchwürdigen Verdacht auf Deinen nächsten und liebsten Menschen zu werfen! Ist er nicht nächst Deinem Weibe der einzige, der's wirklich gut und treu mit Dir meint? . . .

* * *

Ob auch im Frühling ein Tag immer länger ist als der vorhergegangene, der Arbeit wird doch kein Ende. Der Arbeit nicht und auch der Sorgen nicht. Denn die paar Mai- und Juniwochen vergehen wie im Fluge, und zum ersten Juli sollen wieder rund tausend Mark Zinsen für Plathe im Kasten bereit liegen. Auch das Geld zur Lohnzahlung, das Geld zu Steuern sol'lda sein. Woher? Diesmal wird es ohne Erbarmen heißen: Fort mit den letzten fünf Jungkühen aus dem Stalle — fort damit, gerade im Sommer, wo sie am besten gedeihen, ohne Dich etwas zu kosten, wo die Mutter Erde sie ernährt mit der Ueberfülle dessen, was sie auf Wiesen und Kleeschlägen, an Wegrainen und Gräbenrändern wachsen läßt! Wenn Du Dir das Geld borgen könn-

test! . . . Nein, Du darfst es nicht! Hast Du nicht schon einen Teil Deiner künftigen Ernte dem Getreidehändler verpfändet, weil er Dir mit Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln zu Saatgut und Futter unter die Arme griff? Und Du weißt doch nicht einmal, was und wie viel Du von Deinen Feldern heimholen kannst.

Daß Du Dich auch von Plathe überlisten liebest, den Schutzvertrag gegen Friesse zu unterschreiben! Hättest Du's nicht getan, könntest Du zehn, zwanzig Morgen von Deinem Heideland an der Zerlitzer Grenze verkaufen und wärest auf Jahre hinaus aller Sorgen los und ledig, schafftest Dir neue Maschinen an, die Dich die Leutenot nicht mehr so schwer empfinden ließen, bessertest Deinen Viehstand auf . . .

Was fällt Dir ein, an so etwas zu denken! Schämst Du Dich nicht? Ist Dir's nicht bei der Vorstellung, daß ein Stück vom Erbe Deiner Väter in fremden Besitz übergehen soll, als schickten sich Stärkere an, Dir ein Glied von Deinem Leibe zu reißen?

Und doch in allen Sorgen, in allen Bangen vor der ungewissen Zukunft auch wieder Stunden des Glückes, Stunden des Dankes!

Wie schön ist es, leben zu dürfen in dieser gesegneten Frühlingszeit, in der die Erde sich unter der fleißigen Menschenhand verjüngt und der fleischige Mensch mit ihr im rastlosen Anspannen aller seiner Kräfte! . . . Wie reich hat Du mich gemacht, Gott, daß Du mir ein Weib gabst — dieses Weib! Wie gut hast Du's mit mir gemeint, daß Du mir die andere nahmst, die andere: — Erna Plathe! Siehst Du sie nicht jeden Nachmittag, aufgedonnet wie ein Modell aus dem Schneiderjournal, im gummirädrigen Einspänner, einen „Groom“ und eine Dogge hinter sich, spazierenfahren, oft mit ihrem Zukünftigen, öfter ohne ihn? Und treibt es sie nicht fast jeden Sonntag in den Strudel Berlins, „weil in Rodenau doch so gar nichts los ist“? Und munkelt man nicht schon jetzt, Waldemar Brückner wäre eifersüchtig auf sie wie ein Türke, weil sie dem neuen Forstassessor, einem richtigen Feldjägerleutnant, freundlichere Augen macht, als es einem verliebten Bräutigam gerade nötig erscheint bei seiner Braut?

Deine Trude dagegen . . . Deine Trude!

Ist sie mit ihrer Arbeitsfreude, ihrer starken, blühenden Kraft nicht tausendmal schöner als die aufgeputzte Puppe Erna? Trägt sie nicht das junge Menschenwesen, das da unter ihrem Herzen werden will, mit glücklichem Lächeln, als wäre das Leben mit allen seinen Nöten und Gefahren ein frohes Spiel? Findet sie bei den tausenderlei Pflichten, die sie tagaus, tagein zu erfüllen hat, nicht immer noch Zeit, Dir mittag und abend, wenn Du heimkehrst vom Felde, an den Hals zu fliegen: „Da bist Du ja . . . endlich! Wie hab' ich mich nach Dir geseht — wie bin ich Dir gut!“

Und wenn er hat und warnte: „Du tust Dir zu viel — Du sollst Dich in acht nehmen, Dich schonen!“ — dann lachte sie, lachte: „Ach, ich hab' ja so viel Kraft — Du! Wenn Du krank wärest oder sonst ein Unglück Dir zustieße, ein Kinderspiel wär's für mich, Dich und mich durch die Welt zu bringen!“

An einem Abend zu Anfang Mai war Gottfried mit seinem Weibe hinausgefahren, an der Zerlitzer Grenze junge Kirschenbäume zu pflanzen, die ihm der Onkel Jörg, immer darauf bedacht, unauffällig zu nützen und zu helfen, zugesehickt hatte. Wie nun Gottfried, von Trude unterstützt die Wurzeln der jungen Stämme in den Boden grub, dachte er: Meines Herzens Wurzeln senke ich mit hinein. Die Pferde, die er dort, wo das hügelige Land eine Senkung bildete, an den Stamm einer Pappel ge-

gendetwas in seiner Brust zäh und unwillig aufbäumte. Brach die schwerflüssige Natur seines Vaters in ihm durch? Nein, die Mutter darf ihm, dem sie zwei Kinder gebar, nach dem ersten Nachfolger nicht auch den zweiten geben! Auch den Bruder nicht! Gerade den Bruder nicht! In seiner jungen starken Liebe zu Trude Hoffmann war er seiner selbst ganz sicher: Wenn der Tod Dir die Geliebte entrisse, Du setztest gewiß keine andere an ihre Stelle, nicht in Deinem Hause und nicht in Deinem Herzen! Und in einer Stunde, die wahrlich mehr eine Stunde ernster Feierlichkeit als verliebten Kosens gewesen war, hatte er sich auch von seiner Braut versprechen lassen, daß sie ihm mit Leib und Seele Treue halten würde über Leben und Sterben hinaus.

Oder stieg in diesen friedlosen Stunden der Verdacht wieder aus dem Grabe auf? Deines Vaters Bruder war es, der den zweiten Mann deiner Mutter erschlug! Deines Vaters Bruder war es, um den du in Zuchthaus und Schande gehen mußtest . . . ?

Ob er sich auch gegen diesen Verdacht wehrte, da war er. In der Abenddämmerung kroch er zu seinen Füßen herum, in mond hellen Nächten glitt er als gespenstischer Schatten an seines Zimmers weißen Wänden dahin, wieder und wieder, seit der letzte ablehnende Bescheid vom Gericht gekommen war. Denn bis tief ins Herz hatte ihn dieser Bescheid, der als ein unumstößlicher aufgefaßt werden wollte, getroffen. Nicht etwa, daß sich seine „Freunde“, die gleichaltrigen, die jungen, merklich von ihm zurückgezogen hätten. Nein! Das Fehlschlagen der eigenen, auf Gottfried gesetzten Hoffnungen war ihnen — im ersten Eifer wenigstens — Anlaß genug, sich nun erst recht mit dem „von der Justiz Mißhandelten“ solidarisch zu erklären und auf die Gerichte zu schimpfen, für die man so klotzige Steuern aufbringen mußte, und von denen man, kaum daß man mal mit ihnen in Berührung kam, regelmäßig schlecht abschneift. (Dabei dachten sie an die mancherlei Strafen, die der eine wegen unerlaubten Angelns, der andere wegen eines aus dem königlichen Forst gemaustem Stückes Bauholz, der dritte gar wegen Wilderns erlitten hatte. Wegen „Wilderns!“ Als ob das was Unrechtes war, wenn man mal einem Reh oder Hirsch, die oft in ganzen Sprüngen und Rudeln den reifen den Hafer, die blühenden Kartoffeln vernichteten, eine Ladung Posten anbrannte und sich die wohlverdiente Beute dann gut schmecken ließ. Haha!) Und wäre Gustav Seeger, des gottesfürchtigen Kosäters Sohn, für die schlimmen Beleidigungen, die er gegen die Justizverwaltung ausstieß, nach den Paragraphen des Strafgesetzbuches zur Rechenschaft gezogen worden, so hätte er gewiß eine ganze Weile hinter schwedischen Gardinen auf den Anblick seiner Braut Verzicht leisten müssen.

Nein, an Sympathien hatte Gottfried nach wie vor keinen Mangel. Doch er fühlte, daß er über das Unrecht, das ihm durch die unschuldige Verurteilung angetan worden war, nur durch eine gesetzliche Rehabilitierung hätte hinwegkommen können, daß er nun, wo auf diese Rehabilitierung keine Hoffnung mehr bestand, nie darüber hinwegkommen würde. Dann hatte er aber inzwischen auch von so vielen Unredlichkeiten und Schmutzereien, die in der Rodenauer Amtsverwaltung vorgingen, erfahren, daß er sich, wie ein Ritter Georg auf den Kampf mit dem Drachen, auf den Tag gefreut hatte, an dem er, an des alten Brückner Stelle in die Gemeindevertretung gewählt, den eisernen Besen zur Auskehr schwingen wollte, bis den anderen im hohen Rate, die sich ihr Ehrenamt auf ihre Weise bezahlt zu machen wußten, Hören und Sehen ver-

ginge. Und dieser stolze Traum war nun in Nacht und Nebel versunken, konnte frühestens nach Verlauf von fünf Jahren Wirklichkeit werden.

Auch in anderen Dingen schien es, als übten Menschen oder Schicksalstücke — wie er's nun nehmen wollte — weiterhin Verrat an ihm. Die Holzabfuhr aus dem königlichen Forst, deren Uebertragung ihm der Schneidemüller Gräbert im Nachsommer durch den Mund des Onkels Jörg fest versprochen hatte, war ihm glatt entgangen und mit ihr der in Gedanken schon auf der Einmaluneseite seines Wirtschaftskontos gebuchte Verdienst von annähernd dreitausend Mark. Der alte Brückner, der sich vor Geiz in der eigenen Haut verzehrte, hatte es durch Vermittlung seines ehemaligen Familienstolzes, des jetzigen Volontärs und künftigen Compagnons Gräberts, leicht gehabt, dem meist angesäuselten Schneidemüller den lohnenden Auftrag abzuschwatzen. Und wenn des Herrn Kriegerhauptmannes Gäule, die noch nie vor vollen Krippen Grund zum Uebermäßigwerden gehabt, auch bald nicht viel mehr Fleisch an den Rippen hatten als ihr Herr, so konnte dieser doch alle Sonnabend eine pralle Tasche voll klingenden Geldes einstreichen; und Geld besaß nun einmal, wie überall in der Welt, so auch in Rodenau einen noch höheren Kurs als die felsenfesten Grundsätze von Treue und Glauben.

Selbstverständlich hatte der Doktorbauer den Schneidemüller, als er ihn einmal nüchtern getroffen, wegen seines Wortbruches zur Rede gestellt. Gräbert war auch sehr kleinlaut gewesen und hatte sich umständlich entschuldigt. Wie aber hätte er anders handeln sollen? Waldemar Brückner ließe sich als Volontär recht gut an und zeige vor allem einen viel regeren Erwerbgeist, als man ihm früher, bei seinem gewaltsamen Hinarbeiten auf den „doppelten Leutnant“, zugetraut hätte. Und sobald einer anfangs, alt und klapperig zu werden, sei er natürlich froh, wenn er neben einem tüchtigen Beistand im ausgedehnten und noch immer wachsenden Betriebe seines Geschäftes schließlich noch einen ordentlichen Batzen Kapital als Entschädigung früherer Mühe und Sorge einheimen könne.

Der Doktorbauer bemühte sich redlich, seinem Neffen klarzumachen, daß dies ganz gewiß für den Schneidemüller der alleinige Grund zum Wortbruche gewesen wäre; — hatte Gräbert nicht die Streitaxt, die er einst mit so innigem Belagen gegen die Gruppe Plathe-Brückner geschwungen, längst endlich begraben, den „Schutzvertrag gegen das Uebergreifen der Rieselfelder auf Rodenauer Gebiet“ mit unterzeichnet und pflog er nicht neuerdings sogar regen Familienverkehr mit den beiden Rodenauer Häuptlingen? Gottfried aber verbiß sich immer fester in den Gedanken, daß er den empfindlichen Verlust nur sich selber zuschreiben müsse, weil er am Vorabend des Stiftungsfestes am Eingange zur „Krone“ des Schneidemüllers gut gemeinte Parteinahme mit schroffer Ablehnung gelohnt hatte. Aber hatte er nach der inneren Verfassung, in der er sich damals befunden, anders handeln können? „Bin ich denn ein Hund, der einem Fremden die Hand leckt, wenn der ihn vor der Roheit gemeiner Gassenjungen in Schutz nimmt? Hat nicht auch dieser Verlust — wie alles Unglück, das mich trifft — seinen Ursprung in der vergifteten Quelle meiner unschuldigen Verurteilung?“ gab er dem Onkel Jörg, erbittert bis zum Grunde seiner Seele, mit zitternden Lippen zurück.

Der wurde blaß und fühlte: Du hast zu früh aufgeatmet. Dein Leidensweg ist doch noch nicht zu Ende! Und wieder griff die Geisterhand nach seinem Herzen, und wieder raunte die drohende Gei-

selben Schläge pflügte, merkte bald, was geschehen war, und rief aus der Nähe einen Kameraden herbei, damit er ihm helfe, seinen ohnmächtigen Herrn auf einen Ackerwagen zu laden.

Als Frau Marie Reinhardt vom Fenster ihrer Wittwenstube aus sah, daß der Mann, der ihrem Kopf und ihrem Herzen in gleicher Weise zu schaffen machte, lang hingestreckt und blaß wie ein Toter auf sein Gehößt gefahren wurde, lief sie so rasch, wie sie nicht allzu oft in ihrem Leben gelaufen war, über die Straße und half den Ohnmächtigen vom Wagen ins Zimmer bringen und auf das Sofa betten — auf dasselbe Sofa, zu dem er selbst im Herbst seine sterbende Frau hingetragen hatte.

Doch noch ehe sich einer aufmachte, den Arzt zu holen — der wohnte ja ohnehin in Zerlitz und war nicht so rasch zu haben —, kam der Besinnungslose aus eigenen Kräften wieder zu sich. Zwar brauchte er noch eine Weile, bis sein wirrer Kopf über das, was mit ihm vorgegangen war, volle Klarheit erlangte; dann aber richtete er sich zum Sitzen auf und bat alle, die sonst noch durch Neugier oder Mitgefühl an sein Lager gelockt worden waren, ihn mit seiner Schwägerin allein zu lassen. Und das war gut so; denn länger hätte Frau Reinhardt die Miene der hilfsbereit-geschäftigen und nur in ihren verwandtschaftlichen Gefühlen getroffenen Frau kaum zu wahren vermocht.

Gleich, nachdem die Tür des dumpfen Zimmers sich hinter dem letzten der Zaungäste geschlossen hatte, ergriff die unvergänglich schöne Frau ihres Schwagers abgezehrte Hände, brach in heftiges Weinen aus und beklagte ihn und sein Schicksal. Bisher hätte sie immer geglaubt, daß der Gram um seinen Sohn an ihm freße. Nun aber sähe sie ein, die Sorge um Fritz, der doch nichts Schlimmeres getan als tausend andere junge Leute vor ihm und nach ihm, könne ihn unmöglich an den Rand des Grabes gebracht haben . . . Warum er sich nicht über das, was ihm quälte, rückhaltlos ausspreche? Ein verständnisinnigeres Ohr als das ihre fände er gewiß nicht auf der ganzen Welt . . .

Der Doktorbauer saß, die Hand auf das nur ganz leise pochende und doch so heftig schmerzende Herz gepreßt, und schwieg. Rang nach Atem, strich sich mit der Hand über die Stirn, aus der der kalte Schweiß in dichten Tropfen hervorbrach, und schwieg. Schloß die Augen, öffnete sie wieder, ließ sie wie in Angst und Verzweiflung im Zimmer umherschweifen und — schwieg.

„Mach' doch das Fenster auf, bitte! Ich ersticke,“ war das erste, was er endlich mühsam über die bläulichen Lippen brachte. Da erging es Frau Marie Reinhardt, wie es allen Selbstsüchtigen ergeht, wenn sie über das Leid auch des nächsten Menschen eine Weile gewehklagt haben: Die eigene Person tritt wieder ganz in den Vordergrund, und das Leid des Nächsten liegt ihnen nur noch insofern weit auf der Seele, als sie selber Schaden daran leiden.

Ach, ein Leben müsse sie führen, ein jammervolles, trostloses Leben! Zu nutzloser Untätigkeit verdammte in ihren schönsten und besten Jahren, mit ihrer gesunden Kraft, ihrer freudigen Lust, liebreich zu schaffen und zu helfen! Von Gottfried und seiner Frau bekäme sie keinen freundlichen Blick . . . gar nicht da wäre sie mehr für ihre Kinder. Selbst Elsbeth frage so bitter wenig nach ihr. Und eben Gottfried . . . Gottfried! Die Schwester hätte er aus dem Hause gejagt. Wie lange noch, und auch sie, die eigene Mutter, würde ihm, den das Zuchthaus und die Sorgen so hart wie Stein gemacht, im Wege sein. Sie sei es ihm wohl jetzt schon oft genug, wenn sie ihre doch gewiß bescheidene Altenteil-

rechte einfordere. Ach, wie so anders, wie so ganz anders hätte sie sich das Leben gedacht nach der Schwägerin Tode . . .

Wieder ergriff sie des unglückseligen Mannes Hand, preßte das rosige, faltenlose Gesicht darauf; und es hätte gewiß nur eines freundlichen Wortes von seiner Seite bedurft, so wäre sie ihm mit einem noch deutlicheren Geständnis der Hoffnungen, die sie auch jetzt noch für ihre „schönsten und besten Jahre“ hegte, um den Hals gefallen.

Der Doktorbauer hätte ihr auf das, was sie da gesagt, manches Nachdenkliche und nicht eben Zustimmung erwidern können: Wie das wohl meist auch ein wenig an der Mutter läge, wenn die Kinder den Weg zu ihrem Herzen nicht fänden, wie eine Frau, wenn sie sich wirklich voll freudiger Lust, zu schaffen und zu helfen fühle, nur die erste beste Arbeit, die ihr entgegenliefe, fest anzupacken hätte, damit ihr selbst von allem tatenlosen Grübeln und Grillenfangen geholfen wäre, und wie kein Mensch an das letzte, große Ziel aller Erdenwanderung käme, ohne auf dem Wege dahin diese oder jene seiner schönsten Hoffnungen eingescharrt zu haben.

Aber alle diese Gedanken schwebten, während Frau Marie zu ihm sprach, an seinem halb tot gehetzten Hirn vorüber wie abendlicher Vogelflug am Auge des müden Wanderers. Er sah sie nur vorüberhuschen, schattengleich, vernahm ihren Ruf nur ganz dunkel, als käme er aus weiter Ferne . . . Denn völlig ausgefüllt war sein fiebernder Kopf von den beiden Gedanken, die sich im Einklang befanden mit Frau Marie Reinhardts Worten: „Gottfried . . . Gottfried! Das Zuchthaus und die Sorgen haben ihn hart und verschlossen gemacht!“ . . . „Und du . . . am Rande des Grabes stehst du, am Rande des Grabes!“

Am Rande des Grabes stehst du, ja, am Rande des Grabes! — Das war es, was er selbst gefühlt hatte, als er die anderen fortschickte und nur die eine, die einst so heiß begehrte Frau hat, bei ihm zu bleiben, damit er ihr sagen könne, was ihn verzehrte. Denn einer, der ihm, die sichere Beute des Todes, überleben würde, mußte erfahren und wissen, was er gefrevelt. Ein Lebender mußte da sein, der eines Tages, wenn des schwarzen Schicksals Gewölk sich allzu drohend über Gottfried zusammenzog, seine rettende Stimme erheben konnte: „Fort mit ihm! Hat er noch nicht genug gelitten, als er die Schuld dessen, der dort im Grabe schläft, schuldlos büßen mußte? Hörst mich an! . . .“ Und war nicht die Mutter die Nächste, die Berufenste zum Wächteramt über den Sohn?

Ach, du Ausflüchtessucher, du feiger! Der Nächste, der Berufenste zu diesem Wächteramt ist er selbst, er, an dem du dich so schwer vergingest! Doch wenn du dich ermannst hast, dieser hier, seiner Mutter, deine Schuld zu offenbaren, vielleicht findest du dann den Mut, auch ihm, dem du so Ungeheures angetan, dein Verbrechen und deine Feigheit zu gestehen! Vielleicht findest du den Mut . . . wenn er's fordern sollte . . . deine Strafe auf dich zu nehmen vor der Welt . . . diese furchtbare Strafe . . . eingekerkert in enger Zelle, abgeschnitten von Sonne, Luft und Erde . . . ausgelöscht aus der Gemeinschaft der Freien . . . den Rest deiner Tage verbringen zu müssen. Er wird ja so groß nicht mehr sein, dieser Rest. Vielleicht verlangt auch die Frau da vor dir schon in der nächsten Minute: Gehe hin, stelle dich dem Gericht, mach' meinen Sohn frei!

(Schluß folgt.)